

Baltische Monatschrift.

Ersten Bandes fünftes Heft.

Februar 1860.

Riga, 1860.

Den Druck genehmigt
im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Esth- und Kurland:
Coll.-Math Schütze.

Frau von Krüdener.

Vie de Madame de Krudener par Charles Eynard. Paris 1849. 2 vol.
(Phil. I. 8 - 11).

Die Todten auferwecken aus ihrem Schlafe, hieß sonst Geisterbannen. Die Kunst wird noch heute geübt, bald mit Vorwitz, bald mit Andacht, mit Geschwätz oder in ernster Betrachtung, oft zum Schaden, nicht immer ohne Belehrung. Wie der Wanderer das Recht hat, den Begefundigen nach Richtung und Ziel der Pfade zu fragen, so ist es die Pflicht dessen, der die Wege kennt, sie zu weisen auch ohne Mahnung: wer irre gegangen ist, soll warnen vor Verirrung. Das ist ein Recht der Lebenden und den Todten eine Pflicht.

Im Sinne des Mottos, das seinem Buche vorgelegt ist, hat der Verf. der Vie de Madame de Krudener die Vermittlung übernommen zwischen den Lebenden und einer Todten. Von einem jener Schüler, die mit der Krüdener gebetet und Wunder gesehen, hat er sich anregen lassen, das Räthsel ihres Lebens zu lösen. Der Schüler selbst, Gmpaytaz, Prediger in Genf, hat lieber schweigen wollen aus Scheu vor der calvinistischen Strenge seiner Heimath. Der Freund tritt muthig vor seine Schwäche und wagt zu reden. Aus Büchern, Journalen und mündlichen Mittheilungen sammelt er das Material; in sich selbst sucht er Form und Richtung des Urtheils: „sie hat einen guten Kampf gekämpft“, ist seine Summe, „und den Glauben bewahrt bis ans Ende“. Danken wir ihm für das Material und prüfe Jeder für sich die Summe.

Den Schleier zu heben von einer Todten, von einer Frau — auch wäre es nicht schon öfters versucht — ist diesmal nicht Vorwitz und, so manche Lebende noch verknüpft sind in ihre Erinnerung, nicht Kränkung. Die todte Frau selbst hat sich der engeren Provinz und der Stille des Lebens, in welcher der Wirkungskreis der Frauen meist umschrieben liegt, entfremdet und gestattet nicht nur, sondern fordert ein öffentliches Urtheil, da ihr Name und unklare Vorstellungen von ihrem Wirken überall unter uns leben. Wenn ein Herz in der Stille kämpft und bricht, dann ist es hart, wenn es aufhört zu schlagen, es herauszerren wollen vor die Augen der Menge: aber die Augen schließen vor einem Trauerspiele, das offen vor der Welt begonnen und beendet ist, wäre thöricht. Und Julia Barbara v. Krüdener geb. Vietinghoff hat solch ein Trauerspiel in vollen fünf Acten durchlebt, davon der erste von ihrer Jugend handelt, der zweite von ihrem Mittelalter, der dritte von ihrer Bekehrung, von ihrer Prophetie der vierte, der fünfte von ihrem Tode.

Das Geschlecht unserer Frau war in Livland seit altem berufen. Zwei ihrer Vorfahren hatten dem deutschen Orden im Lande das Schwert vortragen, hartnäckig und unbeschädigt geistlichen Interdicten getroßt, waren bei zu hitzigem Anfall auf die Litauer ums Leben gekommen und eingegangen zu den Ahnen. Ihr Epigone, der Vater unsrer Heldin, da es keinen Kampf mehr gab gegen die Ungläubigen, trieb das Branntweimbrennen im Großen; er besaß drei Güter im Lande, darunter Kosse bei Berro; in Riga unterhielt er auf eigene Kosten ein Theater und verkaufte es nachmals der Stadt mit Vortheil. Sein Geschick, sein Vermögen verschafften ihm Titel und Würden; er war Geheimrath und Senateur; allein es genügte ihm am Stolze seines Geschlechts; er schlug sich wol an die Brust, wenn man ihn Excellenz nannte, und rief: Ich bin Vietinghoff! Die Mutter, eine Enkelin des Grafen von Münnich, hielt streng auf die Würde des Hauses, adlig zugleich und geschäftig: früh um sechs musterte sie die Wirthschaft, zu Mittag die Kinder; Abends unterhielt sie sich würdig am Spieltisch. Fünf Kinder entsprossen dieser Ehe, zwei Söhne, drei Töchter; der älteste Sohn starb frühe; die älteste Tochter war taubstumm, die zweite, Barbara Julia, wurde am 21. Nov. 1764 zu Riga geboren. Aus ihrer Kinderzeit ist nicht viel überliefert. Im dreizehnten Jahre reiste sie mit den Aeltern und der Demoiselle Signol, die unübertroffen war in der Kunst des Filetmachens, in die Bäder von Spaa und nach Paris. Die angehende Dame hatte damals noch jenen Teint, den die Franzosen brouillirt nennen, eine große Nase

und vorstehende Lippen; allein offene blaue Augen, üppiges Haar und — womit sie noch spät zu brilliren wußte — sehr schöne Arme. Freilich fehlte ihr noch die Grazie: der berühmte Vestris verzweifelte sie je zum Tanz abrichten zu können, sie, die noch vierzigjährig mit ihrem Schwalltanz die jüngsten Herzen behörte. Zwei Jahre hatten sich nach der Heimkehr verlebt, als ein Gutsnachbar um die sechszehnjährige Erbin freite. Schon damals glaubte sie der Liebling Gottes zu sein; in der Angst des Herzens betete sie um Erlösung von dem täglichen Uebel eines Gemahls; Gott sandte ihr die Röcheln und die Parthie ging zurück. Abermals um zwei Jahre — sie war achtzehnjährig — fand sich der zweite Freier, Burchard Alexis Constantin Baron von Krüdener, im Jahre 1744 geboren, in Leipzig noch unter Gellert gebildet, schon längere Zeit in russischen Gesandtschaften verwendet, zwei Mal verheirathet und beide Male geschieden. Seine neunjährige Tochter bedurfte weiblicher Pflege: so versuchte er sich zum dritten Male. Die Hochzeit wurde zu Ramkau bei der Mutter des Bräutigams, der Präsidentin von Budberg gefeiert; dort verlebte das junge Paar die Flittermonde. In die langweilige Etikette — die Schwägerinnen nannten sich nur „Excellenz“ — kam Abwechselung durch die Erziehungsmethode, welche der Mann an seiner jungen Frau versuchte: er las mit ihr französische Romane; man trieb Tanz und Musik; man gab sich Charaden und Sprichwörter auf; selbst ein Liebhabertheater kam zu Stande und der harmlose Taumel wurde unterbrochen erst durch die Geburt eines Sohnes, der nach seinem Pathen, dem nachmaligen Kaiser, den Namen Paul erhielt. Nicht lange darauf wurde Krüdener als Gesandter nach Venedig versetzt.

Der Eindruck des südlichen Lebens war mächtig auf die junge, noch ungeformte Seele. Sie hat ihn später in der Valeris beschrieben. Entzückt sah sie die Etzsch, schäumend inmitten der friedlichen Landschaft; an den italisch-belebten Dörfern, die hier und da neben Ruinen lagen, maß sie den Abstand zwischen Tod und Leben. Der Schrei des Storks, der über die tosende Etzsch hindrang, regte sie auf, wie nachmals das Geschrei der Möwe am Lido. Einen anderen Reiz, der südlichen Opern und Maskenbälle, kostete sie zuerst in Padua. In Venedig sodann schminkte sie sich verstohlen zu den Bällen des spanischen Gesandten. Auf der Gondel, die sie heimführte, saß sie versunken in das Schattenspiel der Wellen; eine Stunde der Nacht verging in Sinnen: der Tag brachte Besuche und Proben, der Abend Masken und Komödie. Wieder ging das Liebhabertheater im Schwunge. Die Gesellschaft war fein und bunt. Dort schaltete die

Frau des österreichischen Gesandten, die Gräfin Brenner, welche weiß und roth mit seltener Kühnheit auflegte, einen Rock, bald rosenroth, bald seldongrün, nach Männerschritt trug, das Haar zu Taubenflügeln verflochten: man sah sie selten ohne Jabot und englische Manchetten und, während sie munter die Geige strich, lenkte sie das Orchester der Liebhaber. Man spielte französisch den „verlorenen Sohn“, die „gefährlichen Pfänder“. Der venetianische Adels, dem die scheue Politik des Senats den Umgang mit dem diplomatischen Corps untersagte, fand in Maske durch Hintertüren Zutritt. Sänger und Sängerinnen sangen zu dem Geflüster der Scherzenden. Ueberall war Bewegung und voller Genuß des Lebens. Es sind aus dieser Zeit Briefe der Krüdener erhalten. Sie weiß nicht, was sie an ihrem Manne mehr bewundern soll, seine noble, hohe Gestalt, seinen großen Geist, sein liebenswürdiges Herz. Wie manches thut sie ihm zu Gefallen, sobald es ihr gefällt! Sie trägt ihm Blumen und Erdbeeren zu; sie sinkt in Ohnmacht, wenn er ein wildes Pferd besteigt; sie fährt ihm zu Liebe aufs Meer und zittert auf den Wellen. Er, zwanzig Jahre älter, lebt seinem Amte und liebt Diners. Wenn er Abends in den Saal tritt, forscht sie in seinen Mienen; je heller die Kerzen, um so lieblicher ihr Lächeln; gelingt es ihr nicht, seine Falten zu glätten, so sieht man sie in Thränen ausbrechen. Im Frühling zieht man nach der Mira, einer Villa an der Brenta. Das Haus liegt unter blühenden Acazien, von Morgenwind angeweht; im Garten werden gefettete Adler gefüttert; die Tage vergehen still und anscheinend friedlich. Aber, wenn die Leichterregte einmal dem Manne, der spät ausgeritten ist, im Gewittersturm auf der Landstraße entgegenläuft und, als er ankommt, in hysterisches Entzücken ausbricht, er jedoch die Unbesonnene freundlich schilt, da ist ihr erster Gedanke: „Weh, an meiner Stelle wäre er zu Bett gegangen und er hätte geschlafen!“ Mehr Sturm verlangt sie von seiner Liebe, mehr Verzückerung und alles nach Raume; heute will sie Krieg, morgen Frieden: bald reizen, bald versagen, locken und verschmähen. Immer sich gleich bleibt der Mann. Wo das eine Opfer versagt, fällt ein anderes. Ein Russe, ein Secretär der Gesandtschaft, Alexander Stakieff, jung, lebhaft und schüchtern, war seinem Meister zugethan und bald nur zu sehr auch seiner Meisterin. Er träumt sich ins Paradies und anfangs unbefangen, bald mit bewußter Pflege, zieht die Gärtnerin den Baum in Eden groß, dessen Früchte sie nachmals mit Andern theilen wird, während Stakieff weiblich genug fühlt, sich rühren zu lassen, aber auch männlich genug, zu schweigen. Er hat noch nicht

gelernt die Kunst frommen Betruges, während sie damals schon wehrlos ist gegen die süße Gefahr der Vergötterung. Mit Nührung empfängt sie fast täglich ein altes Weib; immer geht es reich beschenkt und stellt sich zerlumpt wieder ein; es schwört, das Geld immer wieder hingegeben zu haben zu Seelenmessen für die schöne Kegerin. Und die schöne Kegerin ist gewiß beglückt, Gott — auch durch katholische Vermittelung — persönlich vorgestellt zu werden.

War es ein Verhängniß, daß das junge, noch ungeprüfte Herz der Krüdener so frühe hinüververpflanzt wurde in den Süden: das Verhängniß reifte vollends, als nach achtzehn Monaten lustigen Liebhabertheaters und italischen Landlebens der Süden vertauscht werden mußte mit dem Norden. Der Mann wurde zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Hier hatte der Graf Skawronski mit maßlosem Luxus repräsentirt; man mußte ihm nachsehen und prunkvolle Feste, überladene Dinners geben. Es wurde mehr steife Diplomatie getrieben, als galanter, oft harmloser Scherz. Langsam gähmend öffnete sich die Kluft zwischen Mann und Frau. Hier war er daheim, sie eine Fremde. Zum ersten Male wollte sie jetzt mit Berechnung gefallen; mitten in der gezirkelten Welt sehnte sie sich, eine eigene Welt zu schaffen; sie suchte durch Lächeln und Blicke zu fesseln. Der Ritter aus Venedig schloß Liebe und Angst ins Herz, bis ihm die Qual, Zeuge zu sein so leicht verschwendeter Gunst, unerträglich wurde; dann riß er sich los und reiste ab. In einem Briefe schüttete er dem Meister sein Herz aus; keinen andern Trost nahm er mit sich. Der Diplomat wußte es bereits; er hatte im Herzen seines Secretärs gelesen und die milde Flamme, die seine junge Frau nur belebte, ohne sie zu schädigen, gebilligt; das Bewußtsein, heimlich geliebt zu sein, hatte ihr in der Gesellschaft ein Selbstgefühl verliehen, das sie nur brillanter erscheinen ließ. Und das war diplomatisch zweckmäßig. Jetzt, wo der Ritter geflohen war, konnte sein Brief die Wirkung verlängern: die Frau mußte ihn lesen. Sie las mehr als der Mann ahnte; ihr trat zum ersten Male in voller Schärfe der Gegensatz von Mann und Ritter entgegen: so also war sie geliebt worden und nun war, der sie so lieben konnte, geflohen. Das spät gefundene und sogleich verlorene Liebesideal warf sie nur tiefer in den Taumel der Eitelkeit und des Ballgeflüsters. Mitunter sucht sie noch den Mann zum Ritter zu verwandeln. Sie reizt ihn künstlich zur Eifersucht: weckt Eifersucht doch halbtodte Liebe. Aber der Gemahl bleibt diplomatisch gemessen und ruhig; dann härt sie sich ab, dann vermag sie nicht zu enden

mit dem Seufzer junger Sünderinnen, von Niemanden verstanden zu sein. Und die Zeit wird immer confuser. In die Diners fallen Bälle, in die Bälle Diners. Mit möglichst geringem Zeitverluste wird ein mageres Töchterchen in die Welt gesetzt und wieder erneuert sich der alte Taumel. Endlich vermag sie nicht mehr zu bleiben. Aus den dänischen Brunnfesten sehnt sie sich gar zu heftig nach den Maskenscherzen von Venedig; sie verfällt in ein Nervenleiden. „Kein Weib hat gelitten“, schreibt sie, „was ich leide“. Nicht nur hören schwarze Gedanken ihre Toilette, die Toilette stört sie in den schwarzen Gedanken; sie speit Blut; sie ist sich selbst unwiderstehlich interessant geworden. In dieser Stimmung nimmt sie vom Gemahl Urlaub und reißt mit den Kindern und der Stieftochter ab. Demoiselle Biozet aus Genf folgt ihr; ein Privatsecretär ihres Mannes begleitet sie, um gleich nach der Ankunft in Paris auf räthselhafte Weise zu verschwinden und verschollen zu bleiben. Von der Krüdener — sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt — ist bald jede Melancholie verflogen. Paris hat den Reiz, daß sich gewisse Künste des Südens und Künste des Nordens, des Herzens und Geistes, begegnen. Man wird geliebt wol auch ohne Geist, allein es ist eleganter, mit Geist lieben und lieben lassen. Nun steht man die Krüdener stundenlang in Bildersälen und in Unterhaltung mit Schriftstellern. Sie sucht Bernardin de St. Pierre auf; er taucht ihre Kinder Paul und Virginie und stellt sie seinem Hunde Ulys vor; man tafelt auf dem Rasen; Bauerkinder und französische Eselchen naschen von den Brocken. Es sind Gekrönte Idyllen, entzückende Impromptus, und darauf hat sich der Mann, dem über alles die Regel ging, nie verstanden. Wie reizend erscheint sich nun das junge Herz! Wie rührend schildert sie dem gemüthlichen Freunde, wie sie mitten im dänischen Brunne einfach, wahr und natürlich nur ihren Mann geliebt, wie sie fortgezogen ist nur um ihm aus Geldnoth zu helfen — denn für sich ist er nicht zu so glänzendem Haushalt verpflichtet — und es ist nur eine Fügung des Schicksals, wenn sie nach dreimonatlichem Aufenthalt in Paris bei Madame Bertin, der Putzmacherin der Königin, eine Rechnung hat von 20,000 Fr.

Im December 1789 bricht sie mit einem Abbé nach Montpellier auf. Es war ein Wendepunkt in ihrem Leben. Sie war noch jung und der Sünden zog sie unwiderstehlich an. „In Nimes, so schreibt sie, durchstiegen wir die von Thymian und Majoran bedeckten Hügel; ich erstieg — sie spricht gern in Hyperbeln — die unersteiglichsten Höhen, entzückt, wenn der Abendhimmel hinter melancholisch-schlanken Cyressen roth aufdämmerte,

aber eine innere Unruhe trieb mich fort nach Baucuse, unter die Schatten der Felsen, mit dem einsam hinschweifenden Vogel, wo mein sehnsuchterfülltes Herz die ewige Klage Petrarca's zu vernehmen wähnte.“ In den Bädern von Barège wird sie Königin der Feste. Damals zuerst entfaltet sich ihr Talent im Knotenschlingen und Schawlgruppiren. Auch lächelt ihr das Glück. Der Herzog de la Force verführt sie zum Hazardspiel: sie nimmt ihm 20,000 Fr. ab. Mitunter liest sie aus Paul und Virginie vor und entlockt der Gesellschaft Thränen durch die Modulationen ihrer Stimme; sodann zur Erheiterung führt sie die eben Gerührten zu den tollsten Ausflügen bei Nacht und Nebel, bald nicht verschont von Spott und Nachrede. Nun scheidet sich die Welt ihr in zwei Hälften, die sich für sie nie wieder zum Ganzen zusammenfinden; die eine liegt anerkennend ihr zu Füßen; die andere — „Wenn wir,“ schreibt sie, „der Welt einen guten und wahren Character entgegenragen, was kümmern wir uns dann um Meinungen, die wir nicht theilen, um Vorurtheile, über die wir hinweggehen.“ Gewiß, wenn was uns gut und wahr dünkt, die Probe besteht bis ans Ende. Allein wie die Krüdener es meinte, hieß der Spruch übersetzt: *va banque!*

Es kam noch in Montpellier die Zeit der Entscheidung und Vergeltung. Ein Freund führte ihr den jungen Grafen Frégevillle zu. Den russischen Gesandtschaftssecretär rächte der französische Husarenoffizier, der nicht nur zu lieben verstand, sondern zu siegen. Der Winter war vergangen, das Vorspiel war vorüber; der Anbeter droht sich zu erschließen und wird in Gnaden wieder aufgenommen. Die Gouvernante wird aus dem Hause weggeheirathet, Mademoiselle Piozet wird Madame Armand; die verlassene Wittve soll allein abreisen. Alles ist zur Flucht bereit, als der Ritter erscheint; er beschwört sie nicht ohne Schutz zu reisen; man stand mitten in der Revolution; er schildert ihr die Gefahren des Weges. Der lange Kampf gegen sich selbst hatte die Krüdener in Melancholie gestürzt. „Es giebt Seelenstimmungen, schreibt sie, welche das Herz abhezen in Trauer und Verlangen, daß es sich taumelnd dem Zuge der Gefühle hingiebt, wie man in der höchsten Sommerglut sich schwindelnd in den Fluß stürzt — und unser Glück selbst wird zum Verhängniß.“ Und das Glück zerging; das Verhängniß blieb. Drei Briefe aus dieser Zeit sprechen aus ihrer Seele. Im ersten schreibt sie der französischen Freundin: „Du fragst mich, ob ich glücklich bin; ich bin es und so, als wäre ich es noch nie im Leben gewesen.“ Im zweiten Briefe klagt sie, wie in alles himmlische

Nicht die Welt dunkle Schatten werfe. Im dritten verrathen sich Klostergedanken und doch will sie in seltsamer Verwirrung dreifaches erreichen: sie will das geliebte Herz, ohne welches es für sie keine Ruhe mehr gebe, fest an sich fetten; sie will ihre Kinder zur Tugend erziehen; sie will Herrn von Krüdener sein Vermögen treu verwalten. — Die Verhältnisse drängten Paris zu verlassen; langsam näherte sie sich, vom Grafen Frégeville begleitet, der französischen Grenze, langsamer Kopenhagen. Je näher der Entscheidung, um so tiefer sinkt ihr der Muth. Endlich kommt es zur furchtbaren Erklärung; sie bietet Scheidung an; der Mann verwirft den Vorschlag und verbannt sie nach Riga. Fünf Jahre vergehen, die bittere Uebergangszeit aus der Jugend. Der Vater stirbt in ihren Armen; Alexander Stakieff sieht sie wieder und findet keine Worte: in seinen Thränen ist sie gerichtet. Der Mann kommt nach Petersburg; sie erfährt von einen Geldverlegenheiten und eilt zu ihm; auf den Knien schwört sie, ihm überall hin zu folgen, nur nicht nach Kopenhagen.

Wieder vergehen Jahre daheim in der Provinz, draußen in den Städten. Endlich steht man sie, abermals vom Manne getrennt, in Lausanne die Gesellschaft beleben mit ihrer beweglichen, schlanken Gestalt, mit ihrem geschmeidigen Geiste, mit den blauen, ewig sprechenden Augen, mit den blonden Locken von der Farbe, welche die Franzosen *cendré* nennen, mit dem berühmt gewordenen Shawltanz. Es ist der Abendblick der Jugend. Das anrückende französische Heer wirft sie mit all der scherzenden Emigration aus der Schweiz: zum zweiten Male kehrt sie zurück zum Manne und folgt ihm, als Gesandten, nach Berlin. Nun beginnt der zweite Act ihres Lebens. Die Jugend ist hin; die Hoffnung ist müde; die Sehnsucht allein ist unsterblich. Was hilft es, wenn sie ans Fenster sich eine Nachtigall hängt und die Erinnerung an den Genfer See sich wachsingeln läßt? Nun ist sie selbst äußerlich verändert. Die reizende Einfachheit ihres Geschmacks ist verloren. Auf das schöne Haar hat sie eine Perrücke gesetzt; die Wangen nehmen einen leichten Kupferschimmer an. Sie vergißt das Vergangene; ihr Mann erhält einen Orden. „Liebes Herz,“ schreibt sie der Freundin, „du weißt, wie anspruchslos ich bin, wie wenig eitel, und darf auch der Christ eitel sein? Aber dir darf ich es sagen: ich glaube, Gott will meinen Mann sichtbarlich segnen, seit ich wieder bei ihm bin. Warum sollte nicht ein frommes Herz in seinem Gebet für das Glück eines anderen erhört werden von Gott?“ Sonst freilich versteht sie noch besser die Kunst den Mann zu quälen. Zu Hause schmolzt sie; bei Hofe erscheint sie nie

zur rechten Zeit. Um so weniger vermag der König sie zu leiden; auch trägt sie ein rosafarbenes Sammetkleid und sein Widerwille erreicht den Gipfel, als sie bei einer Fête mit einem französischen Abenteuerer vor der Königin „Die Liebesfinnen“ aufführt. Im eigenen Haushalt fühlt sie kein Behagen; eines Tages ist sie daran, ihre Leute fortzujagen, vor allen einen erprobten Koch, nur um den Mann einmal gründlich zu ärgern. Oder sie klagt über die diplomatischen Diners, über die fünfhundert Menschen in einem Raume voll mephytischer Luft: „Diese Luft,“ ruft sie aus, „wird mich tödten, und Niemand wird an meinem Grabe weinen.“ Und zum dritten Mal vermag sie nicht zu bleiben; sie geht ins Bad; sie schreibt im Herbst 1801 an den Mann und reist, ohne die Antwort abzuwarten, mit der Tochter nach der Schweiz. Es ist das letzte Mal, daß sie ihm entweicht.

Er hat schwere Zeiten getragen, nicht ohne Würde. Nochten zerrüttete Verhältnisse ihn hindern, ein Band zu zerreißen, welches ihn länger nicht ehrte: in politischen Stürmen fehlte es ihm nicht an großem, moralischen Muth. Mitten im lärmenden Feste, das sein Haus der Großfürstin Helena von Mecklenburg, der Tochter des Kaisers Paul, gab, erhielt er eine Depesche mit dem Befehl des Kaisers, Preußen unverzüglich den Krieg zu erklären; nur auf Minuten zog er sich zurück und erschien wieder gefaßt und heiter vor den König; in derselben Nacht sandte er den Courier ab mit der Meldung, er habe nach reiflicher Ueberlegung, auf eigne Gefahr hin, den Krieg nicht erklärt. Er kannte den Kaiser und kannte seine Gefahr. Wochen vergingen; er verschloß sein Geheimniß vor Jedermann; männlich wartete er; der Schlaf wich von ihm und welchen Trost hätte er in seinem Hause gefunden? Endlich schrieb der Kaiser eigenhändig; er dankte für das schöne Fest, mit dem man seine Tochter erfreut; vom Kriege war nicht mehr die Rede. Und ihrem Gebet schrieb die Krüdener zu, was ihr Mann Gutes erfahren! Er hatte eine Seelengröße gezeigt, die alle Schwächen reichlich aufwog. Nicht nur, was sie einst an ihm zu bewundern suchte, mit seiner noblen figure, sondern mit Geist und Herz hatte er sich als Mann bewährt. Nur, wie der Baum außen zusammenhält, während der Sturm ihn von innen leerfrisst, so stand der Diplomat und der Mann, innen von Gram zernagt. Man sah ihn in wenig Tagen um Jahre altern und plötzlich — das Herz war durchhöhlt bis an die Wände — brach er nieder; der Schlag warf ihn um und alles war vorüber. Unterdeß schrieb die Frau, angeregt von Chateaubriand, von Benjamin Constant, Gedichte ohne Cäsar voll liebenswürdiger Status, indiani-

sche Idyllen voll wohlklingender Eigennamen und der lockere, vielbewunderte Garat durchsang ihre Abendzirkel. Während in Berlin der Mann verlassen stirbt, variirt sie in ihren Briefen das biblische Thema: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, fragt ihre französische Freundin: „ob die Welt werth sei, daß man ihr irgend ein Glück opfere“ und antwortet selbst: „Nein — wären wir Engel, wir würden doch verkannt“. Zwar, als nun die Todesbotschaft sie trifft, da steht sie einen Augenblick im Innersten erschüttert. Sie hatte sich immer noch vorbehalten, einmal — es war erst das dritte Mal — ihr Unrecht wider ihn gut zu machen. Nun war es zu spät, auf ewig nicht möglich. Sie flieht nach Lyon, sie lebt einige Monate ihrem Schmerze und beendet ihren Roman; dann hat sie sich wieder gefunden und wendet sich an einen Freund in Paris, an einen Arzt, welcher ihr unbedingt ergeben ist, um durch sie Zutritt zu gewinnen in die höheren Kreise. Seit dem Tode des Mannes ist ein halbes Jahr vergangen, als sie dem dienstfertigen Freunde schreibt: „Noch eine Bitte, lassen sie mir in Paris Verse machen auf Sidonie (so hatte sie sich selbst in einer Idylle getauft); die Verse müssen geschmackvoll sein; es soll da heißen: O Sidonie, warum verbirgst du dich in der Provinz? Ruff dich nicht alles nach Paris? Alles sehnt sich nach deiner Grazie, nach deinem Lächeln, nach deinen bezaubernden Worten, nach dem entzückenden Tanz. Komm; genug der einsamen Thränen. Ihm selbst (fügt nachmals der gefällige Freund hinzu) ihm, um den du trauerst, bist du schuldig zu kommen, daß wir in dir von neuem ihn verehren lernen, in dir ihm unsere Huldigungen darbringen“. Die Verse erschienen in den Journalen und Sidonie kam nach Paris. Sie brachte die Valérie zum Drucke mit, jenen Roman, in welchem sie unschuldig, wie ein koketter Engel, hinlebt, während Gustav — es ist Alexander Stakieff gemeint — in Liebe zu ihr stirbt und sterbend ihren Mann beschwört, seinen Nächstgeborenen Gustav zu taufen. Die Freunde in Genf und Paris hatten den Stil gefeilt und schrieben Anzeigen. Die Krüdener selbst fährt von Laden zu Laden und fragt nach Gürteln, nach Hüten, nach Federn, nach Blumen und Bändern à la Valérie: sie belächelt mitleidig die Kaufherren und Demoisellen, welche die Valérie noch nicht gelesen haben; sie schickt mit demselben Auftrage ihre Freundinnen aus: ganz Paris geräth in Bewegung; der kühnen Nachfrage folgt ein lebhaftes Angebot, eine Woche lang heißt alles à la Valérie und der Numér erreicht die Vorstadt St. Germain und die Chaussée d'Antin. Die Krüdener ist glücklich; regt sich einmal ihr Ge-

wissen, sie weiß sich zwiefach zu trösten. Einmal, sie hat ein gutes Werk gethan. „Der Himmel wollte, ruft sie aus, daß die reine Moral meines Buches sich in Frankreich verbreite, wo solche Moral noch wenig gekannt ist“. Sodann: „In Paris erreicht man nichts ohne Charlatanerie“!

Damit tritt sie ab von der Bühne zum zweiten Male. Es ist der zweite Act zu Ende gespielt. Ermüdet, übersättigt kehrt sie langsam durch Deutschland heim und trifft nicht lange vor dem Vorabend ihres vierzigsten Geburtstages in Riga ein. Aber wie öde, wie todt ist die Stadt! Wie rauh das Klima! Wie sympathielos die Menschen; die nur eine Wissenschaft treiben, die Wissenschaft des Spottes! Niemand ordnet ihre Papiere; Niemand corrigirt ihren Stil. Sie spielt Karten; sie sehnt sich nach Kasse, wo die Ernte schlecht ausfällt; sie sitzt im Schlosse am Fenster und sieht die Herbstwolken über die Düna jagen; da geht ein livländischer Edelmann, ein Anbeter, vorüber; als er nach dem Gute greift, bricht er, vom Schlag getroffen, zusammen. Da erschrickt ihr Herz bis in den Tod. So jämmervoll alle Jagd nach Lust und Täuschung! So elend das Herz, das nicht müde wird zu hoffen und zu fürchten! So dunkel die glückverlassene Seele! So kurz das Ende! Der Tod der Sünder steht vor ihr; sie schließt sich ein und läßt alle Fenster verhängen. Einsam ersehnt sie das Ende, woheitlang, vergebens! Wieder ist sie getäuscht. Lebensmüde erwacht sie aus dem Jannimer; tiefer Verdruß lagert auf ihre Seele. Diese Welt ist todt für sie. Niemand ist, der sie liebt und den sie liebte. Sie haßt, sie verachtet jedes Lächeln. In dieser Stimmung, als sie eines Tages an ihrem Fuße Maß nehmen läßt, verlegt sie die heikere Meile ihres Schuhmachers; er versichert, glücklich zu sein; sie begreift nichts mehr vom Glück unter Menschen. Sie vermag die Nacht nicht zu schlafen im Gedanken, daß es auch Glückliche gebe; früh Morgens sucht sie den Schuster in seinem Hause auf. Es ist ein mährischer Bruder und er redet ihr frischweg ins Gewissen. Die Vergangenheit ist todt; er verheißt ihr eine Zukunft; das Glück der Jugend ist verkostet; er kündet ihr eine ewige Jugend an. Ein neuer Netz geht ihm auf, eine neue Welt, ein neuer Grund der tausendfach genossenen Dinge. Bald ist sie täglich in seinem Hause; sie lernt andere Brüder und Schwestern kennen und vermag sie nicht genug zu bewundern; sie lernt von ihnen die Bibel lesen und, wie sie nun, im Anschauen des nie zuvor Geahnten, in dem Entzücken des neuen Glanzes, der himmlisch über sie ausströmt, sich nicht zu fassen weiß vor der wiederbelebten Selbstsucht ihres Herzens, da läßt es ihr keine Ruhe:

hineinreißen muß sie nun wieder in die Kreise ihres Lebens die ganze Welt. Die eben Befehrte geht aus zu predigen, zu befehren, zu weissagen. Es begeistert sie das nie geahnte Gefühl höchsten Stolzes unter dem Schleier tiefster Demuth.

Im Sommer 1806 reist sie nach Deutschland ins Bad. Sie wandelt wie durch eine neue Welt. Da sind ihr Stätten erschlossen, von deren Dasein sie sonst nichts wußte; da betet sie in Herrnhut, in Bethelsdorf; da lernt sie zuerst die interessanten Kranken kennen, die, von Nervenleiden durchzittert, weißgekleidet auf dem Bette liegen und nur von Golgatha sprechen. So beginnt und verriecht der dritte Act ihres Lebens. Der unsägliche Reiz innerer Verjüngung verheißt ihr Frieden und läßt den Schein des Friedens von ihr ausgehen. Sie versucht sich in den neuen Künsten der Selbstverleugnung; sie hilft Armen; wo es mit Eleganz geschehen kann, pflegt sie Kranke. Einmal schilt sie ein weinendes Hausmädchen, welches sich zu vornehm dünkt, die Flurtreppe zu segnen; sie nimmt ihr den Besen aus der Hand und setzt über die Straße, denn ein gutes Werk erniedrigt nie, und — das sagt sie der Katholikin zum Trost — auch die Jungfrau Maria hat gesagt. So mochte es scheinen, daß die Friedenahnende und Erschuede nirgends eine bessere Stätte fände, als in dem Hause des Friedens, wo unter den Seinen der alte Jung-Stilling wie ein mildes Licht vor dem Berlöschchen schien. Aber, wie einst der ungesformten Seele der Sünden mit der reichen Fülle seines irdischen Lebens verderblich wurde, so sollte das eben bekehrte Herz verderben an dem plötzlichen Uebermaß himmlischer Erleuchtung. Jung-Stilling, vom frommen Großherzog von Baden zu Ehren erhoben, war verwebt in die Ideen Swedenborgs; er glaubte an auserwählte Männer, die, mit tieferem Blicke begabt, eine Kette bildeten zwischen dem Diesseits und Jenseits; er lehrte, die Seelenkräfte, welche rege würden, wenn der Leib entschlief, erwachten zuweilen noch in diesem Leben. In die Gemeinschaft seiner Erleuchteten gehörte ein Mann, der unheilvoll verwebt werden sollte in das Leben der Krüdener. Man rühmte von dem Prediger Fontaine, er habe ein der Ernte drohendes Gewitter durch inbrünstiges Gebet abgewendet. Mannichsach war sein Einfluß auf Frauen; vor andern nannte man Maria Kummern, die Umgang hatte mit Engeln und in ekstatischen Anfällen weissagte. Sie hatte das Eintreffen der Krüdener vorausverkündet. Als nun die Verhießene erscheint, tritt Fontaine ihr entgegen mit den Worten: „Bist Du es, die uns verkündet wird, oder kommt nach Dir eine andere?“ Sie stutzt

und tritt ins Zimmer. Die Kummrin mit geschlossenen Augen grüßt die von Gott Gesandte. Die Erinnerung alter Weltflughheit überkommt die Begrüßte. Sie blickt auf Fontaine. Wer ist der Betrüger? Aber er faltet die Hände und steht sie groß an: Amen! Ihre Seele ist sein. Sie schreibt an die französische Freundin: „Ergangen ist der Ruf. Ich habe eine feste Verheißung von Gott. Selig die Auserwählten, wenn er kommt nach schwerer Zeit, seine Getreuen zu sammeln und tausend Jahre zu herrschen bis an die Verklärung“. Und keine Hoffnung ist eitel; alles Gebet hat seine Erfüllung. Fehlt es einmal an Geld; die Kummrin betet: es wird geholfen; wird es dunkel in ihrer Seele; die Kummrin betet: es wird helle; die Kummrin verkündet den Wunsch Gottes nach einem Grundstück in Würtemberg: die Krüdener kauft es und versammelt arme Illuminaten; auch mitten im Mangel ist man vergnügt am heiligen Geist. Die Tochter, die jungfräulich vor dem Blick von Kindern erröthet, schwärmt zuweilen in ungebundener Begeisterung. Was ist höher, als der Friede? „Nero“, schreibt die Krüdener, „in aller Macht hat sich vergebens geseht nach Frieden. Was rühmt Virgil im Liede? Was Horaz? Was suchte Cicero in Tusculum? Friede! Friede! Werdet Kinder und der Friede Gottes ist Euer“. Sie ist entzückt, sich plötzlich geistig beschränkt zu fühlen, denn die wahre Liebe zehrt alles auf, wie ein brennendes Feuer. „Weiche von mir,“ ruft sie der Welt zu, die in Schlangengestalt immer noch kommt, sie zu verlocken, „ich fürchte Dich nicht; mein Herz ist zu voll an Liebe, Dich zu hassen. Du hast keine Gewalt über mich: ich bin Gottes. Wärst Du ich“, ruft sie zu Gott, „und ich Du, ich gäbe Dir Alles“. Sie betet, der Himmel möge die Hölle an sich ziehen, Gott Satan befehlen. Aus der Stille geistiger Leere fährt sie in entzückenden Krämpfen auf: „Ich bin arm, ich bin nichts; ich bin versallen; ich vergehe in Sünde, ich bin ein Abscheu. Aber das ist mein Stolz, meine Freude! Mein Liebster hat mir meinen Schmuß genommen. Sehet mich nicht an“, jauchzt sie mit dem hohen Liede, „daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich verbrannt“. — Keine äußere Noth vermag ihr zu schaden. Eines Tages will Juliette ein Huhn kaufen, aber da ist kein Groschen im Hause. Die Krüdener betet: es wird ein Couvert gebracht; man öffnet es: Freunde, die „selbst nichts haben“, schicken ihr zehn Louis. So fehlt es nicht an mancherlei Prüfung. Die Befehten haben zuweilen Rückfälle; die Schulden mehren sich; die Mütter wendet sich von ihr ab und sie erhält keine Briefe mehr; die Mutter liegt sterbend; sie erfährt es und will zu ihr eilen; ein Jude

in Karlsruhe leiht („miraculeusement“) Geld zu hohen Zinsen — und, als sie nun heimgeehrt ist, als die Mutter versöhnt in ihren Armen stirbt, als sie einen Bruder bekehrt, als sie die Freude hat, mährische Brüder und Schwestern einzuweihen in die Geheimnisse der „reinen Liebe“, und als Priesterin dasteht unter lauter „Innerlichen“; als nach jahrelanger Verhandlung vom Erbtheil der Mutter zehntausend Thaler ihr zufallen, da zeigt sich deutlich der Segen Gottes: denn gerade zu zehntausend Thalern ist die Summe angewachsen, welche sie dem Karlsruher Juden schuldet. Und, um das Maß der Berufung zu erfüllen, ergeht der Heimruf der Kummrin, welche neue Gesichte gehabt hat und die Zeit gekommen verkündet, wo das neue Reich auf Erden gegründet werden soll. In froher Aufregung eilt die Krüdener nach Deutschland zurück.

Verdeckt vor den Augen der Welt spinnt sich der vierte Act an. Das neue Reich ist verhießen; wie es gegründet werden sollte, ist nicht offenbar geworden. Der Biograph scheut sich die dunkeln Wege zu gehen, wohin die Spuren weisen. Er bebt zurück, von der Prophetin — es ist noch die Zeit der Weihe — den Schleier zu heben. (I. 232: „Dans un but dont nous n'avons pu nous rendre compte exact, et dont nous avons mis une certaine discrétion à sonder le mystère, Fontaine avait rêvé une sorte d'union mystique entre son frère et Madame de Krüdener“). Fontaine hat einen Bruder, einen Schwächling an Leib und Geist; die Kummrin nennt ihn den Vierten. Er wird der Krüdener in mystischer Weihe verbunden. Vier Jahre lang, fast bis in den Zenith ihrer Prophetie, von 1811 bis 1814, hält sie fest an dem unheimlichen Bande. Dann sendet sie den Vierten nach Genf in die Kur des Dr. Butini und entläßt ihn mit einer Pension. Denn nichts kummert sie weniger als Sorge um Geld. Ihre bangherzigen Gläubiger verweist sie auf Gott. Der französischen Freundin, die bekehrt ist und ihr Geld leiht, allein Sicherheiten verlangt, schreibt sie: „Auf den Herrn bauen, ist die einzige Sicherheit hienieden. Er liebt nicht die klug Berechnenden; er liebt die Kinderseelen und wie sollten seine Kinder zweifeln an seiner Barmherzigkeit und verzagen um ihr täglich Brot!“ Als der Krieg Rußland überzieht, jauchzt sie im Gedanken, die Feinde könnten ihr Gut verwüsten, ihr Haus niederbrennen, ein Brandopfer dem höchsten Gott. Offenbar hat sie die Weihe überstanden und wird noch lange getragen vom Gefühle ihres Berufs. Der Schein der Berklärung geht von ihr aus und reißt ihr viele Herzen zu, wie in einen Flammenstrom. Namentlich

aus Genf kommen die Jünger. Dort beginnt der Kampf der Auserwählten mit der entarteten Kirche. Die Herren vom Consistorium verfolgen die mährischen Brüder; sie drohen, wenn er nicht ablasse von der Krüdenner, den jungen Empaytaž auszustoßen; lange schwankt er, aber ihre Worte, ihre Briefe reißen alle hin: „Auf den Flügeln der Liebe, schreibt sie, wollte ich getragen werden nach Genf, mit Euch, Brüder und Schwestern in Christo, heilige Thränen zu weinen; Euch allen zuzuschreien aus der Tiefe des Herzens: Seid standhaft, bleibt treu! Denn alles ist eitel, außer die Thränen der Frömmigkeit. Leben kann nur, was der Odem des Lebens anhaucht; selbst die Himmel vergehen: die Gebete sind ewig. Die Tage der Trübsal brechen an; den Treuen aber wird vorkämpfen der Löwe aus Juda. Schon geht in Osten ein strahlender Morgen auf nach der Nacht des Jammers. Muth! Der Ewige selbst ist mit uns“. Von Basel läßt sie Tractätchen ausgehen mit Weissagungen. Aber noch geht sie unsicher auf dieser neuen Bahn, sobald sie aus der unklaren Ekstase zu bestimmter Vorherverkündigung sich sammelt. Das Jahr 1816 will ihr nicht aus dem Sinne: 1816 werden große Dinge geschehen. Als die großen Dinge schon früher vorüber sind, schweigt sie von 1816. So vergehen die Jahre 1812 und 1813. Bald betet sie mit den Armen; bald erholt sie sich am Hofe von Baden; tröstet die Königin von Holland, tröstet die Kaiserin von Rußland; oft als Prophetin, gemessen in Schritten und Worten, scheinbar arglos mitten im unauslöschlichen Gelächter des Hofgesindels. Ob sie es ertragen hat in christlicher Demuth; ob in der Stille gerüstet zur großen Rache?

Im September 1814 ist sie im Elsaß, in Waldbach bei Oberlin. Dorthin begleitet sie der junge, schwärmerische Empaytaž. Den Morgen verbringt man im stillen Gebet auf den Knien; zu Mittag versammelt sich alles; die Gespräche sind einfach, wie die der Apostel, gewürzt mit dem echten Salze; nach der Tafel macht man einen Spaziergang. Die Luft liegt weissagungsvoll auf der Landschaft. In den Dörfern sagt den Bewohnern eine innere Stimme, wann die Heiligen kommen: man geht ihnen halbwegs entgegen. Aus dieser Stille im Elsaß nun schrieb die Krüdenner am 27. October 1814 einen denkwürdigen Brief an das Fräulein Stourdza nach Wien, wo der Congreß tagte. Es ist ein Meisterstück von Frömmigkeit und Schlaueit, doch ließt sich zwischen den Zeilen, wie das ausgebrannte Herz sich immer noch sehnt nach einer Umarmung von Himmel und Erde, wie die irdische Höhe noch einmal mächtig werden will über

die himmlische Niedrigkeit. Den Schlüssel zum Verständniß findet man im Rückblick auf die erste Periode ihrer Prophetie. Es sind aus dieser Zeit viele Briefe erhalten an Innerliche und Aeußerliche. Wie sie zu jenen spricht, haben wir erfahren; suchen wir nach gleichzeitigen Proben vom Brieffstil mit Aeußerlichen. Der fromme Biograph selbst vermag den Unterschied nicht zu leugnen. Er gesteht, sie gebe sich der Frau von Staël offen und ohne Rückhalt hin, nur eines verschweige sie ihr: die Wunder, die sie erfahren („les faits extraordinaires, qui l'auraient peut-être étonnée sans l'édifier“). Wie anders mit Elias Wegelin, der Frankreich in der Schweizergarde gedient und in einer furchtbaren Schlacht sich Gott gelobt, wenn er mit dem Leben davon käme. Er war gerettet und hatte lange nicht gewußt, wie sein Gelübde einlösen. Da hatte ihn ein Traum auf ein Buch verwiesen, und auf eine Seite im Buche; es war eine Schrift der Antoinette Bourignon, die 1680 unter himmlischen Gesichten entschlafen war. Er hatte gelesen und sich bekehrt und war eingegangen in die Gemeinschaft der Sehenden. Seine Seele gehörte jenen heiligen Frauen, deren himmlische Kette eine Zierde fand in der Dame Guyon und in der Krüdener, die „hundert Jahre darauf erschien“, ihren Schlußstein. Nirgends so verschwenderisch mit ihren inneren Erfahrungen giebt sich die Krüdener hin, als in den Briefen an Wegelin; da findet sie nicht Worte genug, aus dem Brunnen ihrer Entzückung zu schöpfen, mit ihm zu preisen ihre himmlische Niedrigkeit. Dem Prinzen von Ligne aber, dem nicht „heilige Frauen“ es angethan, schreibt sie mitten in den Jahren der Prophetie: „Ehemals gab es Hexen; heute schilt man mich Zauberin und warum? Habe ich etwa noch die hübschen, blauen Augen von ehemals? Ach, hätte ich sie! dann wollte ich mich mit Ihnen trösten, der Sie wissen, daß ich mich nie empört habe, außer gegen die Langeweile. In der Politik vollends bin ich ein Turteltaubchen an Unschuld“. Und an Norvins: „Was verlange ich mehr nach der Eitelkeit der Welt! Man sagt, ich besitze alle Gaben, in der Gesellschaft zu glänzen. Ich brauchte vor kurzem nur Ja zu sagen und es heirathete mich ein immens reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein Prinz; ich hätte ein elegantes Haus in Paris gehabt, eine Reise in Italien. Ich bin immer leidenschaftlich geliebt worden und bin es noch. Alles, was im Leben verführerisch süß ist, steht mir noch heute zu Gebot. Und auch mein Geist ist nicht arm; ich besitze alles, um Gnade zu finden selbst vor den Augen der Philosophen“. Armes Weib! Mit dem einzigen Anrecht auf Gnade nur von Weiberherzen; denn ihnen

allen bleibt sie seelenverwandt. Sie alle weiß sie zu rühren, mit bewundernswürdigem Tacte eine Andere vor Königinnen, eine Andere vor Kammerzosen. Noch aus Riga knüpft sie mit dem Fräulein Cochelet an, der Vertrauten der Königin Hortense (Mém. de Mademoiselle de Cochelet, II., 63 ff.) Es ist ein Versuch, den Faden der höheren Gesellschaft wieder zu fassen. Mit Gott beginnt die Epistel. „Mein Brief“, schreibt sie, „ist ernst und herbe. Das Leben hat mich Vieles gelehrt; ich will nichts mehr gemein haben mit Täuschungen; ich kenne nur Eines: Wahrheit; ich müßte eine Andere sein, anders zu reden. Nur in Gott ist Friede. Die Königin trauert: hätte ich ihr Kronen zu bieten, würde sie darum glücklicher? Ihre Jugend gleicht dem Meere: nie erscheint es schöner als in Stürmen. Das habe ich von ihr jenem weiblichen Engel gesagt, der nun nicht mehr ist (Der Königin von Preußen). Er hat sie nicht gekannt, aber er hat mir den Gruß des Friedens an sie ausgetragen. Beide sollten leiden, denn beide wurden auserkoren. Und wie geht es der lebenden Duldlerin? Ist sie gesund? Wo wird sie den Sommer zubringen? Ich habe hier die junge Kaiserin von Rußland gesprochen; sie ist schön, fromm, unglücklich. Ich habe ihr die Königin geschildert, wie eines jener himmlischen Gesichte Raphaels, das Aller Augen fesselt. Ich besaß eine prachtvolle Malachitvase, sie ist zerbrochen angekommen; so wage ich nicht, sie Ihnen anzubieten. Ich erwarte eine andere aus Moskau; mein Bruder, der den Sommer in den Bädern Ostens veriebt, soll sie mir schicken. Sie erhalten sie hoffentlich mit dem nächsten Courier. Erzählen Sie mir, sobald Sie Ruhe finden, etwas vom Hofe. Ach, dürfte ich Sie einmal wiedersehen, dürfte ich der Königin jene ehrfurchtsvolle Huldigung darbringen, jene ritterliche Hingabe des Mittelalters, wie ich sie in meiner Othilde geschildert habe. O, wie würde sie dieses Werk lieb gewinnen! Unter dem Segen des Himmels ist es geschrieben. Nur darum wage ich zu behaupten: es ist reich an Schönheiten. Adieu! Adieu! Drücken Sie in meinem Namen voll Ehrfurcht jene königliche Hand ans Herz, die ich mit meinen Thränen zu benetzen dürfte! Tausend und tausend Mal leben Sie wohl!“ Solche Proben gemischten Stils halten jedoch den Vergleich nicht aus mit dem Briefe an die Stourdza, einem Muster harmonischer Wirkung doppelter Seelenstimmungen; voll Taubeneinsalt und Schlangenkflugheit. Die Stourdza liebte, den Kaiser mit reiner Liebe mitten unter den Zerstreungen, welchen sie nicht ohne Schmerz fern stand. Wie sie schwankte zwischen leidenschaftlicher Liebe und schwärmerischer Frömmigkeit, mußte ihr Herz

getroffen werden von jedem Worte der Krüdener, welche sie kennen gelernt und durchschaut hatte und ihr nun schrieb: „Aufwärts! Aufwärts in die Höhe; hinan den Berg, den die Götzendiener herabsteigen! Erst von dem Gipfel hinab in den Ocean der wahren Liebe, Du Berufene, die Gott gesetzt hat in ein Volk mit Kindes- und Heldenseele, ein Volk, das in der furchtbaren Zeit aufsteht, zu streiten für Gott. Von Osten kommt das Licht! Strahlend geht es auf, ein Tag der Rache für das schuldbesleckte Frankreich! Die Lilien sind verdorben, welche das Sinnbild sein sollten himmlischer Reinheit: der Schnitter kommt, sie zu schneiden. Von Osten kommt die Schaar der Benedikten! Ich habe gestanden, ruft sie aus, auf dem Schemel des Höchsten und habe weit hinaus geschaut ins Land. In der Gemeinschaft der Innerlichen, unter vielen, heiligen Frauen sind die Befehle Gottes an mich ergangen. In tiefer Trauerkleidung verbringe ich meine Tage in Gebet und Reden. Männer haben zitternd um mich gestanden; die Leichtfertigen erbleichten; die Wissenskühnen senkten die Augen; die Kältesten wurden warm; haßzerfressene Spanier haben mich beschworen, in ihr Land herabzusteigen und den Frieden zu verkünden. Ich habe nur eine Aufgabe; alle irdische Lust ist todt auf ewig. Was ich fange, liefere ich aus den Heiligen Gottes; was ich liebe, liebe ich, um es zu läutern. Nicht wahr, süße Freundin, das ist die Liebe, die ewig gewinnt und nie verliert? Sie haben mir“, fährt sie fort, und darin liegt der Kern des Briefes, „viel vom Kaiser geschrieben, von der Größe und Schönheit seiner reinen Seele. Ich kenne ihn seit langem. Vor Gott ist er mir aufgeschlossen worden und ich weiß seit langem, ich werde ihn sehen. Ich habe ihm viel zu offenbaren, denn der Herr hat mir gezeigt, wozu er ihn auserlesen hat. Er wird siegen. Ich selbst entsage aller Größe, allem irdischen Purpur. Mein Herz gehört nur dem Heilande. — Der Fürst Golizyn hat mir tausend Thaler überschickt für unsern alten Jung. Ich errathe die Hand, die sich geöffnet, aber ich schweige. Möge der Höchste diese Hand segnen; mögen die Füße Dessen, der den Frieden bringt, einhergehen vor ihm“. „Ich habe“, schreibt sie am 4. Februar 1815, „einen Augenblick besorgt, mein Brief könnte Sie beunruhigen.“ Ich sprach darin auch von meiner ehrfurchtsvollen, tiefen Bewunderung für den Kaiser. Die Hoheit seiner Mission ist mir noch neuerdings so offenbart worden, daß Zweifel Sünde wäre. Ich bete die Allmacht des Herrn an, der mich, sein Werkzeug, mit seiner Gnade gesegnet hat. Wie wenig ahnt die Welt von den kommenden Dingen! Ja,

liebe Freundin, ich habe ihm immense Dinge zu offenbaren und wie auch der Fürst der Finsterniß gegen ihn andringe und von ihm zu scheiden trachte die, welche ihm von himmlischen Dingen reden, der Ewige ist mächtiger und behält den Sieg. Ich selbst bin nichts: ich habe allem entsagt; ich frage nicht nach Gunst, nicht nach Tadel. Das war es, was ich in jenem Brief schrieb. Der, auf welchen Sie geantwortet haben, war zwölf Seiten lang. Haben sie ihn ganz erhalten? Das ist eine seltsame Frage. Vielleicht auch haben Sie ihn nicht ganz gelesen oder ihn Anderen gezeigt. Ich will Ihnen erzählen, was die Königin von Preußen mir schrieb: „Haben Sie meinen Brief erhalten? Die Postmeister und die Meister der Postmeister hätten nichts darin gefunden, als ein Herz, das ganz Gottes ist“. Es sollten diese Briefe der Krüdener für Stumpfsichtige mit Commentaren erscheinen. So köstlich ist jedes Wort berechnet! Wie geschickt ist alles angelegt, daß diese Briefe dem Kaiser in die Hand kommen; wie wehmüthig anregend und schmeichelhaft für ihn sind die wenigen Worte der Königin von Preußen; wie vorstchtig drängt sich die Prophetin in die Nähe seines Herzens; wie weiß sie die Saiten seiner schwärmerischen Freundin zu rühren. Und in allen Variationen dasselbe Doppelthema. „Wir haben hier“, schreibt sie, „einen alten Kapuziner aus dem Schwarzwalde; er hat nur den Armen gelebt und liegt an seinen Wunden nieder; sein einziges Gebet ist, Gott wolle ihm die leibliche Qual seiner Schmerzen steigern; dann liegt er mit gefalteten Händen; himmlische Gesichte gehen ihm auf: er sieht den Himmel offen und die Engel und der Heiland sehen auf ihn nieder. Auch Ihnen, süße Freundin, sind die schönsten Kronen vorbehalten: zöge nicht die Liebe allen Kronen den Ruhm vor, geliebt zu haben!“ Und am 15. April 1815: „Wir sind von der überreichen Gnade des Ewigen merklich gesegnet: was in Paris am 20. März geschah. (Napoleon war von Elba eingetroffen), das hatte uns Einer aus unsrer Mitte vor drei Monaten weissagend eröffnet; das aber, was ich Ihnen von den Lilien schrieb, hat eine höhere Erleuchtung unmittelbar mir eingegeben. Selbst die tiefsten und geheimsten Gedanken des Kaisers, Alles was ihn in seiner Seele vorbereitet zu dem hohen Beruf, vor dem die Völker stauen werden, Alles liegt offen vor dem Blick der unwürdigen Dienerin, die berufen ist ihm große Dinge zu verkünden. Ich bin gewappnet gegen Verleumdung; man meint, da ich so Vieles vorauswisse, sei ich eingeweiht in die politischen Händel. Ach, wüßte ich nicht mehr, als was in den Cabinetten vorgeht, wie wüßte ich wenig, wie ginge ich irre in Finsterniß!“

Und am 18. Mai: „Wie sehne ich mich, mit Ihnen zu reden von unserm vielgeliebten Kaiser und von dem hohen Beruf, der ihn erwartet. Auch nicht der leiseste Zweifel ist mir geblieben: mir hat der Herr es offenbart, mir, der elenden, unwürdigen Creatur! Süße Freundin, beten, beten Sie! Die Zeit ist nahe. Beten Sie für den Erwählten des Herrn! Beten Sie für die arme Freundin; sie braucht höhere Kraft für ihre heiligen Pflichten; beten Sie! O wie ahnt die Welt nicht, was Alles geschehen wird!“ — Das Del der Phantasie brennt aus; aber die Wirkung ist erreicht. Mit jedem neuen Briefe eilt die Stourdza zum Kaiser.

Unterdeß beginnt der neue Krieg; Alexander verläßt Wien und verlegt sein Hauptquartier nach Heidelberg. Als er erschüttert von den Ereignissen des Jahres 1812 aus Riga ausbrach, da hatte ihm eine Hofdame, ich weiß nicht, ob die Stourdza, den ein und neunzigsten Psalm in die Hand gedrückt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt“. An der Grenze hatte er ihn tiefbewegt gelesen und Gott schien mit ihm zu gehen. Moreau war für ihn gewonnen; ein entscheidender Sieg wurde erkochten. Aber Moreau starb und das Glück wich von den Russen; da sah man den Kaiser tiefgebeugt und erschüttert; er zog sich zurück vom Oberbefehl und rief Gott an, für ihn zu kämpfen. Rasch auf einander folgten die Tage von Kulm, von Großbeeren, von Leipzig. Des Kaisers Herz wurde dankersfüllt und gottselig. Es kamen die Feste von Wien. Aber alle Ueberwindung der Welt stillt nicht die Sehnsucht nach Selbstüberwindung. Nach den Stunden der Siegesfreude kehrt die Seele stille in sich ein. In solcher Einkehr kam der Kaiser nach Heilbronn. Von der Last des Tages ermüdet, fühlt er sich einsam; er greift zur Bibel; er denkt an die Stourdza, die geistvolle Freundin, an die Krüdener, von der sie ihm Vieles erzählt hat; er sehnt sich nach frommen Gesprächen; da klopf es und der Fürst Wolkonski meldet voll Unwillen, eine Frau verlange zudringlich Einlaß: sie nenne sich Krüdener. Madame de Krudener! Madame de Krudener! ruft der Kaiser und öffnet die Thür. Sie tritt ihm entgegen; sie liest in seinem Auge; sie fühlt sich hingerissen und weiß nicht zu enden in der Beredsamkeit ihrer Gebete. Einmal nur, scheinbar bestürzt, hält sie inne und fleht um Vergebung für ihre Kühnheit. Aber er beschwört sie, zu sprechen: ihre Worte seien Musik für seine Seele. Drei Stunden ist sie bei ihm und heimgekehrt, vergeht sie vor Seligkeit und findet nur die Worte: „Meine Seele lobfinge dem Herrn! Meine Seele benedeie den Ewigen!“

Wohin nun der Kaiser reist, überall folgt sie ihm nach. Die Abende vergehen in Gebet und Erbauung; meist bezeichnet der Kaiser die Stellen in der Bibel. Die lange Bekannte ist gerecht geworden; Alles drängt sich an sie: die Spötter werden Neophyten des Glaubens. Am 21. Juni bringt ein Courier die Botschaft von der Niederlage von Quatrebras und Ligny; der Kaiser zieht sich zurück, betet und öffnet den sieben und dreißigsten Psalm: „Erzürne dich nicht über die Bösen; sei nicht neidisch über die Nebelthäter. Denn wie das Gras werden sie bald abgehauen und wie das grüne Kraut werden sie verwelfen“. Gestärkt begiebt er sich zu seinen Allirten, erhebt ihren Muth, beschleunigt den Ausbruch der österreichisch-russischen Armee und ist siegesgewiß. Unterdeß kommt die Nachricht vom entscheidenden Siege am 23. Juni. Den Abend verbringt er in Gebeten; den Morgen bricht er nach Paris auf. Er wohnt im Elysée Bourbon. Ins Hôtel Montchenu zieht die Krüdener. Vergebens empört sich die sündige Stadt gegen die Prophetin. Talleyrand sammelt in seinen Salons vergebens die liebenswürdigsten Frauen. Nach wie vor erscheint der Kaiser Abends bei der Krüdener und in der Ferne weint die Stourdza Thränen des Dankes, so oft sie — jetzt seltener, als vormals — einen neuen Brief der Freundin öffnet und liest: „Wie ist er groß in seiner einzigen Größe, als Christ! Wie lehren sein Glaube, seine Milde, seine ganze Kindesseele in all seinem Leben die Werkzeichen Gottes erkennen, den er allein liebt und den Heiland. Beten, beten Sie für den Auserwählten des Herrn!“ Am 11. September, seinem Geburtstage, hält er die große Revue im Felde von Vertus. Die Krüdener muß ihr auf seinen Wunsch bewohnen. Unter Gebeten reist sie hin und zurück. In politischen Dingen freilich bleibt sie „ein Turkestäubchen an Unschuld“. Außer den für den Kaiser nicht unangenehmen Phrasen: „die Engländer zittern auf ihrer Insel“; „das deutsche Reich schwankt in seinen Grundfesten“, variirt sie unablässig nur ein Thema: „die Türken kommen“. Es war eine alte Idee. Aus dem Mittelalter hatte die Verkündigung vom Kommen der Tartaren sich auf Swedenborg vererbt und seine Jünger übertrugen die Weissagung auf die Türken. Auch an der heiligen Allianz hatte die Krüdener keinen Antheil, als daß sie unter stillen Gebeten horchte, wenn Alexander ihr von seinen Plänen erzählte, wie er, in Erinnerung der anbetenden Könige, den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen zu gewinnen gedenke zu einem heiligen Bunde, der Gott, dem Vater, dem Sohne und dem Geiste, in Dankbarkeit Ehren bringe. Aber so wenig sie

einzugreifen vermochte, in den äußeren Gang der Dinge: ihr Selbstgefühl zitterte vor süßer Aufregung unter dem Schleier der Demuth. In der Stille durchkostete sie alle Macht der Erde. Denn sie war nicht eine früh eingeschlossene Nonne. Sie hatte genossen, was das Leben bietet; sie war gewandelt unter dem Regenbogenglanz, in dem die himmlischen Strahlen im Dunste der Erde sich brechen; sie hatte gelebt und geliebt, und in der stillen Kammer fühlte sie nacherinnernd durch die Wände des Gemachs den ruhelosen Pulsschlag des Lebens draußen, das Drängen und Forschen um ihre Schwelle; sie glaubt sie zu vernehmen, alle die zahllosen Fragen der Neugierde, des Reides, der Bewunderung, und allabendlich, wenn sie die Lichter angezündet hat und zwischen ihren Strohstühlen erwartend auf und ab geht, wo kein Spiegel ihr Bild zurückwirft: da spiegelt sich in ihrem Herzen der Himmel mit seiner Seligkeit — sie fühlt sich als Auserwählte Gottes, da spiegelt sich die Erde mit allem Reize des vollsten Machtgefühls — denn der Mächtigste der Erde kniet demüthig unter der Wirkung ihres Gebetes. Sie hat das Höchste erreicht, wonach sie zu streben vermochte. Ist sie glücklich? Ist sie eingekehrt in den Frieden Gottes? Und, als nun der Kaiser von ihr scheidet und Paris verläßt, was bleibt ihr da noch auf Erden, welcher neue Reiz, welche Sorgen, welcher Beruf?

Das Schickal blieb ihr die Antwort nicht lange schuldig. Schon in Paris waren ihr einmal die Heiligen von Rappenhof ungelogen gekommen. So hieß das Gütchen, welches sie in Württemberg als Saatkorn des neuen Reichs für die Fontaine'schen Innerlichen angekauft hatte. In welcher enger Verbindung sie selbst zu ihnen stand, haben wir gesehen. So durften Fontaine und die Seinen ungeschent zu ihr eindringen und die Kummrin hatte weißgekleidet, mit geschlossenen Augen in höchster Ekstase dem Kaiser den Willen Gottes verkündet: er habe der innerlichen Gemeinde zu Weinsberg dreihundert Gulden zu zahlen. Er hatte nichts gezahlt und die Krüdener vor diesen Leuten gewarnt. Nun, als die Rechnung auf den Kaiser schlagelagen war, hatte Fontaine die Maske abgeworfen. Seine innerlichen Conventikel, denen Frauen und Mädchen beiwohnten, hatten allmählig so äußerliche Wirkung, daß die württembergische Polizei ihn Landes verwies und Rappenhof Schulden halber confiscirte. Der Kaiser, als er davon erfuhr, war im Tiefsten verletzt; die Frau, der er geistig, unter Gebeten, sich hingegeben hatte, stand in Gemeinschaft von Leuten, welche für Zuchthausstrafen reif waren. Er ließ sie das wissen. Was in ihrer Seele vorging, hat sie strenge verschlossen. Nur einige Zeilen der franzö-

sich Freundin lassen errathen, wie fürchtbar sie litt. Es war der jäheste Sturz von der Höhe: angebetet, so lange der Kaiser sie hielt, war sie nun, als er sie fallen ließ, bloßgegeben dem Schimpf der Menge. Erst nach wochenlangen Seelenkämpfen war sie gefaßt. „Ich nehme mein Kreuz auf mich, schrieb sie, und bin glücklich in Armuth und Verfolgung. O, wie fürchtbar arm kann man sein auch mit einer Kaiserkrone.“ Sie hatte das Losungswort dessen genannt, was ihr noch übrig war, auf Erden zu genießen: Armuth und Verfolgung. Nun kehrte sie ganz zu ihren Conventikeln zurück; nun segnete sie die Verleumdung, die sie erlitt; nun hungerte sie täglich mit den Armen; nun stieg sie ganz hinab in die Mitte der Fischer und Zöllner und betete, daß die Tage bald kämen, wo sie einginge zu den Märtyrern.

Und die Tage kamen. An der badischen Grenze, gegen Basel zu, kauft sie ein Häuschen, das Hörnlein genannt; dort sammeln sich die Armen, die Ausfägigen, mit ihnen die Faullenzler, die Landstreicher. Für Alle hat sie Raum, für Alle Geld: Tausende kommen und gehen; das Wort der neuen Lehre zündet in den Gemüthern: der Friede Gottes kehrt ein in das Herz; der Unfriede der Welt in die Familien. Die Sparsamen thun ihren Kasten auf und ihre Kinder hungern, damit die Armen im Hörnlein satt werden. Junge Mädchen wallfahren, Empaytag zu hören, und keine die ihn gehört, denkt wieder an Tanz und Scherze. Oder die Heiligen wandeln lehrend und befehrend von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Bald wächst der Lärm; die Kirche geräth in Aufruhr, die Polizei schreit Zeter; man weist die Heiligen aus; man verstoßt sie: sie schütteln den Staub von den Füßen und gehen nach Hause, ins Hörnlein. Mifernten kommen ins Land; drei Monate fällt fast ununterbrochen Regen; das Korn fault auf dem Felde; der Schwarm der Hungernden drängt sich so dicht im Hörnlein, daß man im Freien schläft, ißt und predigt. Einmal wird das ganze Haus zur Küche verwandelt; siebenhundert Arme lagern auf der Landstraße und warten auf die Suppe. Der letzte Schmuck wird versezt; das Geld aus Livland ist längst verschwunden. Aber es geschehen Wunder, wie in den Zeiten des beginnenden Heils. „Ich bin ausgewiesen,“ schreibt die Krüdener, „aus Zürich, aber ich habe geredet; das Volk umdrängte mich; Geistliche und Studenten erhoben die Stimme und riefen: Wer wagt seine Hand anzuhoben gegen diese Frau?“ Der Geist der Weissagung ist mächtiger in ihr als je. Wie sie einst unersteigliche Höhen erstiegen ist, so heilt sie nun durch Gebet unheilbare Kranke. Mit neunzehn Broten, so

erzählt sie, und etwas Hafersuppe speist sie unter Gebeten neunhundert Hungerige und alle werden satt. Endlich nach den Wundern geht an die Zeit der Verfolgung. Mit Gensd'armen wird sie von Stadt zu Stadt, aus der Schweiz gebracht; mit Gensd'armen durch Württemberg, mit Gensd'armen nach Preußen, mit Gensd'armen über die russische Grenze; aber unterwegs hält sie noch oft Reden, im blauseidenen Kleide, unter dem weißen Schleier, in lebhafter Bewegung des Auges und der Stimme, und unter Lobpreisen Gottes trifft sie aus Riga in Koffe ein.

In reichbegabten, feingesaiteten Menschen, wenn ihre Entwicklung nicht im Gleichgang begonnen und weitergeleitet, sondern öfters bald in plötzlicher Reizung beschleunigt, bald in Abspannung gehemmt war, pflegt das Leben nach dem einmal überkommenen Rhythmus bis an das Grab ungleich zu pulstren. Da ist kein ruhiger, gleichmäßig-tiefer Fluß; kein sicheres Bett, keine scharf geschnittene Sohle: bald geht der Strom reizend mit Schnellen- und Stürzen; bald seicht, als wollte er in die Erde verrinnen und in die Atmosphäre aufgezogen werden mit seinem letzten Tropfen. So war das Leben der Krüdener, von Anbeginn bis ans Ende. Nun finden wir sie wieder, aufgeschreckt aus dem letzten großen Berufe, dem sie zu dienen meinte; verfolgt, aber nicht getödtet, wie in den ersten Zeiten des Heils; von Gensd'armen geplagt, aber nicht aufgenommen in die Reihe der Märtyrer. Einsam in wachsender Ermattung sitzt sie auf ihrem Gute, in Koffe. Zwar die Tage vergehen wie draußen, im Umgange mit Innerlichen, in Gebet und Predigt; zwar manchmal noch leuchtet das Auge der Prophetin, wenn in ihrem Hofe Esthen und Letten andächtig sich drängen, wenn sie inmitten kleiner, weißgekleideter Bauermädchen, die alle die Hände falteten, niederkniet zum Gebet für Leib und Seele geliebter Wesen, oder wenn sie an den Peipussee hinausfährt, in die Dörfer der Russen, in welchen sie besondere Anlage spürt, „innerlich“ zu werden. Aber immer schwächer, immer seltener kehrt solche Festfreude ein; immer matter wird das Herz; immer tiefer sinkt der Blick in die Seele. Unheimlich wird ihr, wenn sie der vergangenen Jahre denkt: „Gott, mein Gott, betest sie, hast Du mich verlassen? Ist das Licht hingegangen über mir gen Abend?“ Jetzt erst scheint sie sterben zu wollen, um zu leben. Noch einmal freilich geht dem eitlen Herzen ein schwacher Morgenschein auf. Die Griechen erheben sich. In ihrem Geiste erwachen die lange vergessenen Weissagungen von den Türken. Hat sie doch noch das letzte Werk zu thun, das unversucht ist: einzugreifen mit weltlicher Wirkung in das Leben der Völker. Sie reizt sich noch ein-

mal über die ermattete Spannkraft ihrer Seele. Sie reist nach Petersburg, sie verlangt nach dem Kaiser, sie predigt, sie verkündet Gottes Zorn: aufstehen soll die ganze Christenheit, voran der christliche Held, zum Kampf für das auserwählte Volk im Süden. Aber was hat Alexander jetzt mit ihr gemein? Er läßt sie warnen; er schreibt ihr und schilt sie freundlich; dann verbannt er sie aus der Hauptstadt. Und nun scheint die Zeit der Prophetie beendete: der vierte Act spielt aus. Zwar kehrt sie zurück nach Koffe, aber Ueberdruß überschleicht sie; der Körper erkrankt. Eine Gesinnungsfreundin, die Fürstin Gollizyn, führt schweizer Fromme zur Ansiedlung in die Krim und bittet sie, mit ihr zu reisen. Sie bricht auf, so ermattet, daß sie die beschwerliche Landreise nicht zu ertragen vermag: auf Barken geht die Reise langsam die Wolga stromab dem neuen Lande entgegen.

Sammeln wir uns vor dem letzten Acte, dem kürzesten, aber entscheidenden. Ein Leben ist vor uns abgespielt. Wir sind ihm gefolgt durch anscheinend entgegengesetzte Entwicklungsreihen. Ein Menschenherz ist uns erschlossen worden, nicht arm an Gaben, reich an Widersprüchen; voll Verlangen nach Liebe, ohne Vermögen zu lieben; voll himmlischen Mitleids, aber ohne die Krone herzlicher Selbstentfagung; nicht ohne Sehnsucht nach Wahrheit, aber von falschen Zielen irreführt, endlos zurückverfallen in die Tiefen der Täuschung. Es ist von erschütterndem Eindruck, in dieser Weibesseele lange zu lesen. Von ihren Briefen ist so viel erhalten, daß wir in jede Falte zu blicken vermögen; kein Schleier hilft, keine künstliche oder krampfhaftige Bindung: das Verborgenste spricht sich aus, unendlich klarer als sich in Kürze aufdecken läßt. Denn dieser Fehler haftet allen gedrängten Lebensbildern an, daß das Gute und Große übermenschlich, das Schwache und Sündliche nicht ohne Verzerrung erscheint. Und der Fehler verdoppelt sich, wenn in flüchtigen Zügen aufgedeckt werden die Seelengeheimnisse einer Frau: Vielen ist es eine Enttäuschung, wie im Tempel zu Saïs. Allein, fragen wir uns ernster: es war doch nicht die Frau, die uns anzog. Wäre sie vereinsamt gestanden, eine Anomalie, eine reizende oder unselige Erscheinung, die flüchtig in nichts verginge, sie hätte uns so lange nicht beschäftigt. Ihre tiefere Bedeutung wird erfaßt, wenn wir sie verfolgen in der geheimen Verkettung der Seelensäden, mit welchen sie geknüpft ist rückwärts an die Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, — welche nach vorne übergehen in dieses Jahrhundert und sich immer feiner, aber verwebt wie ein Spinnweb, herüberziehen in die Gegen-

wart. In diesem Zusammenhange erscheint uns das Leben der Krüdener, so weiblich es sich im persönlich Kleinen bewegt, als ein Theil der Geschichte selbst. In diesem Sinne sammelt sich in ihr, was von den beiden Polen her, von oben und unten, vom Himmel und von der Erde, in alter Gegensetzung das Herz bewegt und, wollten wir kurz die Summe dieses Lebens zusammenfassen: es ist die Offenbarung der Selbstsucht des Herzens; es ist zugleich der Kampf, so lange noch ein Tropfen frischen Blutes in den Adern rinnt, der Kampf, in welchem das Gesetz des natürlichen Lebens sich empört gegen das Gesetz der Wiedergeburt, und erst in diesem Kampfe wächst die Sünde zur vollen Größe, zur Heuchelei und zur Täuschung. Wann kommt der Friede?

Im Herbst 1824 langte die Karawane der Frommen in Karassu-Bazar an; man richtete sich friedlich ein; die sechszigjährige Frau wird gepflegt von Allen, welche sie lieben; aber ehe der Winter kommt, versällt sie in heftiges Brustleiden und qualvoll frisst ein Krebs an ihrem Innern. Vergebens alle Kur, alle Linderung vergebens. Keine Außenwelt stört den Frieden, wenn er nun kommt, auch keine selbst geschaffene der Einbildung. Nichts ist geblieben, als die Gewißheit des Todes: die Phantastie stirbt; die Seele kehrt einzig in sich ein. Nun ist der Friede gekommen; nun ist die Wiedergeburt ohne Kampf; denn was kämpfen konnte, hat ausgekämpft; einst sollte der Geist sterben, um zu leben: nun ist der Leib todt, da er noch lebt. Nun wird gepflegt, was des Opfers kaum werth ist. Nun wird ins Gericht gegeben, was längst gerichtet ist. Das ist auch eine Wissenschaft der Wiedergeburt. — Das Zimmer der Kranken ging auf die Straße; vor dem Fenster standen hohe Bäume. Es gab noch schöne Tage im December. Dann ließ sie das Fenster öffnen und sah in die untergehende Sonne. „Liebt, liebt,“ sagte sie oft, „Gott giebt sich ohne Gebet, ohne Opfer, ohne Lockung denen, die lieben. In der Liebe vergehen die Sünden wie ein Strohalm in der Glut des Feuers.“ Es war der letzte Schrei der Erinnerung an das verlorene Eden. Sonst war sie andäuftert von Bußgedanken; sie beichtete ihre Sünden, ihre Täuschungen: „O, wie hasse ich mich, rief sie aus, wie verachte ich meinen Leib und meine Seele. Wo ich einst Gottes Stimme zu hören mich vermaß, da war es Wahnmüß und frevelnde Eingebung des eignen Stolzes. Nun habe ich nichts als seine Barmherzigkeit. Der Herr erbarme sich meiner!“ So kam der Friede erst, da es keinen Preis mehr gab des Kampfes.

Täglich wird sie schwächer. Am 24. December sind ihre Worte kaum

vernehmbar; sie vermag nicht mehr die Hände zu heben. Als der Name der Dreieinigkeit genannt wird, verlangt nur noch der Blick nach dem Zeichen des Kreuzes. Um zwölf Uhr mit der beginnenden Weihnacht stirbt sie und die Leiche setzt man in dem Gemölbe der armenischen Kirche bei, um sie nachmals hinüberzubetten in den griechischen Kirchhof der Fürstin Golizyn.

E. Schirren.

Verzeichniß gedruckter und ungedruckter Schriften der Frau von Krüdener.

- Valérie ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G***. 1ère ed. Paris chez Henrichs ff., Hambourg chez Aug. Campe. 2 tomes. X. 139 und 213.
 Seconde ed. Paris 1804 (XII.) 2 tomes. VIII, 261 und 208
 Troisième ed. corr. et augm. Paris. Levrault, Schoell ff. An XII. 1804.
 2 tomes XXIV., 273 und 220.
- Ueber eine angeblische Ausgabe von 1798 vergl. den Neuen Necrolog der Deutschen, 2. Jahrg. S. 1231; über eine Fortsetzung der Valérie vergl. Oeuvres du Prince de Ligne t. XXX. Die erste Anzeige erschien in den Publicistes. Janv. 1804.
- Eliza (Handscr.).
 Alexis (Handscr.).
 La cabane des lataniers (Handscr.).
 Un morceau sur le jardin de Schoenhoff; im Auszuge bei Eynard. I. p. 72 - 73.
 Pensées d'une Dame Etrangère, auch unter dem Titel: Pensées inédites de Mad. de Krudener (nach der Art von La Rouchefoucauld); öfters gedruckt; Auszüge bei Eynard I. p. 77 - 79. 82 - 83.
- Zwei Briefe an L. P. Berenger (nicht zu verwechseln mit Béranger) 1805. 1806. Lyon im Almanach des Dames pour l'année 1819. Tubingue et Paris 16°. p. 45. 148.
- Lettres de quelques gens du monde. 1806 oder 1807. (Handscr. und wol nicht mehr vorhanden).
- Othilde ou le souterrain (Handscr.)
 Eine Reihe Tractätchen. Basel 1813.
- Drei Briefe an Mademoiselle Cochelet, dd. Riga, 10. Dec. 1809; Straßb., 19. Oct. 1814; Baden, 2. Januar 1815 in den Mém. sur la reine Hortense par Mademoiselle Cochelet. Brux. 1837. t. II. p. 63 ff. 85 ff. 92 ff.

Le camp de Vertus. Paris. Le Normant. 1814. 8°. mehrmals aufgelegt und in deutscher Uebersetzung von D. F. P. v. Rühl. Riga 1816. 14 S. 8°; vergl. Zeitgenossen III., 2 S. 130—135.

Christliche Anreden und Ermahnungen der Frau von Krüdener auf ihrer Wissensreise im J. 1817 v. D. 1817. 8°.

Armen-Zeitung No. 1. 5. Mai 1817.

Erster Vorkammschall an das Volk Gottes. Schaffhausen. 1817. 8°.

Ein Brief an einen jungen Gelehrten jüdischer Geburt (der Wiff. Wolff), der zur katholischen Kirche übergetreten, in den Zeitgenossen III. 2. S. 137—140; auch besonders gedruckt als Flugblatt, 8° 4 S. mit der Ueberschrift: Ein Brief der Frau v. Krüdener.

Lettre de Madame la Baronne de Krudener à M. de Bergheim, Min. de l'Intérieur à Carlsrouhe, dd. Grenzacher Horn, le 14. Fevr. 1817. s. l. et a. (Carlsr. 1817) 20 S. 8°, und bei Eynard II., 195—211; in deutscher Uebersetzung 1817 (1819), und in den Zeitgenossen. III., 2. S. 141—152.

Der lebendige Glaube des Evangeliums. Dargestellt in dem öffentlichen Leben der Frau von Krüdener. Begleitet mit der von Ihr an die Theologen in Luzern gehaltenen Anrede über den hohen Beruf des Priesters. 1817. 2. Bl. u. 43 S. 8°.

Ireu niedergeschriebene Rede, welche Frau von Krüdener in einer Versammlung zu Beeskow am 27. Jan. 1818 gehalten hat. Berlin v. J. 12 S. 8°.

Der Einsiedler. Ein Fragment. Von der Frau von Krüdener. Herausgegeben und mit einer Biographie dieser merkwürdigen Frau begleitet von K. S. Leizig 1818. 46 S. 8°.

Falschen Vorstellungen von den späteren Conventikeln der Frau v. Krüdener begegnet am besten eine Sammlung gedruckter Lieder unter dem handschr. Titel:

Einige geistliche Lieder zum täglichen Gebrauche in den Bestunden der Frau von Krüdener auf Koffe, s. l. et a. 16 S. 8°:

Von dem großen Erlöser. Ueber Eph 1, 20—22. Jesus Christus herrscht als König ff.

Gottes Barmherzigkeit in Jesu Christe. Mir ist Erbarmung widerfahren ff.

Die Gnade Jesu Christi. Die Gnade sei mit allen ff.

Lobgesang. Großer Gott, wir loben Dich ff.

Ruhm in Jesu Kreuze. 1. Kor. 2, 2. Wollt ihr wissen, was mein Preis? ff.

Jesu Gnadengaben. Heil'ge Liebe! Himmelsflamme! ff.

Liebesflamme Jesu Christi. O, daß doch bald Dein Feuer brennte! ff.

Bereinigung mit Jesu. Meinen Jesum laß ich nicht ff.

Jesus der Heiland. Wirf Sorgen und Schmerz ff.

Verzeichniß von Schriften über die Frau v. Krüdener.

- Zeitungsartikel: Erster Angriff (von Salzmann) in einer Straßburger Zeitung: Corresp. aus Basel vom 6. Febr. 1816, franz. bei Eynard II., 128.
- Vergl. ferner: Haude- und Spener'sche Zeitung. 1816. No. 67.
Hamburger Corresp. 1816. No. 89; 1818. No. 36. 54 ff.
Allgem. Zeitung. 1816. 1817; vorzüglich die besond. Beilage 1817. No. 46. Morgenblatt. 1817. No. 49 ff.
- Angriff auf den Brief der Frau von Krüdener an den Minister von Berckheim in der Zeitschrift Helvetien. 1817., Auszug bei Eynard II., 211.
- Parteinahme für die Frau von Kr. in der Zeitung von Luzern, Juni 1817, bei Eynard II. 235—236. 248—249.
- Angriff von M. de Bonald im Journal de Paris. 30. Mai 1817.
- Erwiederung gegen Bonald von Benj. Constant, ebendort; vergl. Eynard II. 226—228.
- Für die spätere Zeit vergl. Nig. Stadtbl. 1825. S. 28.
Düsseld.-Prov.-Bl. 1825. S. 77.
- M. Marignic. Sur Madame de Krudener. Paris 1817. 8°.
- Der lebendige Glaube des Evangeliums ff 1817. 2 Bl. und 43 S. (vergl. oben.)
- Ueber die Frau von Krüdener und ihren religiösen Sinn und Wandel. Sigmaringen. 1817. 8°.
(N. N. Boith). Winke, die Wahrheitsliebe der Frau von Krüdener betreffend. Schaffhausen. 1817. 8°.
- (F. von Dillenburg.) Freimüthige Widerlegung der in vaterländischen Blättern eingerückten Schrift Frau von Krudner (sic) betreffend. Gewidmet gefühlvollen edlen Seelen zur Berichtigung gewagter und ungerechter Urtheile über diese Dame. Helvetien 1817 VI. und 7—172 S. 8°.
- H. Heint. Meissel. Frau von Krüdener geschildert ff. Leipzig. 1818. 8°.
- Frau von Krüdener, in den Zeitgenossen III. Heft 10 oder Stück 2. 1818. S. 105—174.
- Frau von Krüdener, in den Zeitschwingen. 1818. No. 16. 19. ff.
- Frau von Krüdener und der Geist der Zeit. Zur Beherzigung für Gläubige und Ungläubige, dargestellt von Heinrich Burdach, Dr. der Philos. und Prediger zu Koblo bei Pforten in der Niederlausig. Motto: Coloss. 2. v. 18. Leipzig 1818. 32 S. 8°.
- Beiträge zu einer Charakteristik der Frau Baronesse von Krüdener von dem Consistorialrath Brescius und dem Prof. D. Spieker zu Frankfurt a. D. Berlin 1818. IV., 82. 8°.
- Der Einsiedler ff. 1818. 46 S. 8°. (vergl. oben.)
- Gespräch unter vier Augen mit Frau von Krüdener gehalten und als Neujahrsgeßent für gläubige und ungläubige Seelen mitgetheilt vom Prof. Krug. Leipzig, den 1. Januar 1818. 22 S. 8°.
- Ein handschr. Aufsatz über die Frau von Krüdener, unterzeichnet: Freiherr von Schlippenbach, den 27. März 1818. 6¼ S. fol.

- Eine handschr. Aufzeichnung von Aeußerungen des Prof. Heinroth in Leipzig in seinen Vorlesungen über Physiologie, die Frau v. Kr. betreffend. 2½ S. 4°.
- Madame de Krudener. Artikel von Parisot in der Biographie universelle.
- Ueber den Mysticismus der Frau von Krüdener, im Anzeiger der Deutschen. 1821. No. 324.
- Frau von Krüdener; in Schmidt's Neuem Nekrolog der Deutschen. 2. Jahrg. 1824 Heft 2. S. 1229—1239.
- v. Schindel. Deutsche Schriftstellerinnen. I. S. 277—294; III. S. 191.
- Me. Adèle de Thou. Notice sur Me. de Krudener. Genève 1827. 8°.
- Gotta'sches Literatur-Blatt. 1828. No. 65. S. 260 ff.
- Marmier. Madame de Krudener; in der Revue Germanique, Juillet 1833.
- Foreign Quart. Review. N. 14. 27.
- K. Schücking. Die Fürstin Goltshyn und ihre Freunde; im Rhein. Jahrb. 1840. S. 121 ff.
- U. v. Sternberg. Deutsche Frauen. I. S. 291 ff: Frau von Krüdener; dazu vergl. I. S. 73 ff: Die Fürstin Goltshyn.
- Charles Eynard. Vie de Mme. de Krudener. Paris 1849. 2 tomes. XVI. 351. 400.
- S. Beuve. Me. de Krudener, in den Portraits de femmes. éd. Charpentier; 1844 in der Revue des deux mondes. 1837. 1er Juillet und 1849, 15ème Sept., vergl. 1849 15. Juin. p. 919.
- Westminster and For. Review. LXII. 1852 ff.
- Heinrich Merz. Frau von Krüdener, in der Deutschen Zeitschrift für christl. Wissenschaft und christl. Leben, begründet durch Dr. Zul. Müller, Dr. Aug. Reander, Dr. K. J. Ritsch. Achter Jahrgang. No. 5. Berlin d. 31. Januar 1857. S. 33—37.

Die große russische Eisenbahn-Gesellschaft.

So lautet die Ueberschrift dreier fliegenden Blätter, welche vor kurzem in großem Journal-Format und in vier Columnen gedruckt in St. Petersburg erschienen sind. 40,000 Exemplare dieser Blätter wurden den bedeutendsten russischen Journalen beider Hauptstädte zur Versendung an ihre Abonnenten in Stadt und Land übergeben, wodurch jene Flugschrift eine Verbreitung gewonnen hat, wie solche in Rußland nur sehr wenigen Schriften zu Theil geworden ist. *) Dies und die weitgreifende Bedeutung der von Herrn Alexander Staffow, dem Verfasser der Flugschrift, behandelten Fragen veranlassen uns, dieselbe im Auszuge zur Kenntniß des deutschen Publikums zu bringen.

Die am 18. Juni 1859 stattgehabte Versammlung der Actionäre der großen russischen Eisenbahngesellschaft — so heißt es in dem ersten dieser fliegenden Blätter — hat aufs neue den eben so schlagenden als traurigen Beweis dafür geliefert einestheils, wie wenig reif wir noch zu beratenden Versammlungen sind, indem wir die Discussionen in denselben weder zu führen noch zu leiten verstehen, andernteils, wie unklar noch bei uns die allereinfachsten Begriffe über die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Direction einer Actien-Gesellschaft einerseits und der Actionäre d. h. der Generalversammlung derselben andererseits sind. Die Folge davon ist eine

*) Diese Flugschrift ist auch dem „Journal für Actionäre“ Nr. 148 vom v. J. brochirt (71 S. 8.) beigegeben worden.

völlig willkürliche, ja despotische Verwaltung der Angelegenheiten der Gesellschaft zum Nachtheile des Unternehmens und der ihre Capitalien dazu hergebenden Actionäre, indem diesen, selbst bei dem besten Willen und vollkommener Sachkenntniß, nicht die Möglichkeit geboten ist, etwas an der einmal eingeführten Ordnung zu ändern oder irgend welche Vorschläge zur Verbesserung des Geschäftsganges und zu einer kräftigeren Wahrung der Interessen des Unternehmens und der Rechte der Actionäre zu machen.

In der Versammlung vom 18. Juni gab es, wie in der vorjährigen, viel Lärm und Geschrei, die Unordnung war entsetzlich, es wurde aber, wie zu erwarten stand, wenig Vernünftiges zu Tage gefördert. Auf dieser in ihrer Art einzigen Versammlung mußten wir uns unwillkürlich in Gedanken um tausend Jahre zurückversetzen, von den Ufern der Newa an die des Wolchow, vom englischen Quai auf den Marktplatz zu Nowgorod, wo in den Zeiten vor Kurik die Volksversammlungen abgehalten wurden, in deren einer, wie die Chroniken berichten, unsere Vorfahren bekennen mußten: „Unser Land ist groß und reich, aber es ist keine Ordnung in ihm!“

Seitdem sind tausend Jahre verflossen, wir haben aber auf dem Wege der Ordnung und Geseßlichkeit nur geringe Fortschritte gemacht und es darf zuversichtlich behauptet werden, daß es auf jenen Volksversammlungen in Nowgorod nicht ärger habe hergehen können, als im Jahre 1859 in der Generalversammlung der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft. Will man einen Unterschied machen, so wäre es nur etwa der, daß damals sofort ein Mittel gefunden und in Ausführung gebracht werden konnte, um jenem trostlosen Zustande ein Ende zu machen, während wir jetzt wahrlich nicht wissen, wohin uns zu wenden, um Rath und Hülfe zu holen.

Sollten wir wirklich noch weitere tausend Jahre durchleben müssen, um zu zeitgemäßen Begriffen über unsere Rechte und Pflichten zu gelangen? Sollte es möglich sein, die Geschäfte der Gesellschaft fortzuführen und das Zutrauen zu derselben aufrecht zu erhalten bei der jetzt bestehenden unbegrenzten Willkühr, wie solche durch die vollkommene Unverantwortlichkeit der Mitglieder der Verwaltung der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft bedingt ist, während die Actionäre gänzlich außer Stande sind, die Handlungen derselben zu controliren und ihnen durch ihr veto entgegenzutreten? Wir glauben das nicht; denn die gegenwärtig bestehende Ordnung oder vielmehr Unordnung muß unfehlbar in kurzer Zeit zu so traurigen Resultaten führen, daß wir gezwungen sein werden, zu demselben Mittel zu greifen, zu welchem unsere Vorfahren, vor tausend Jahren ihre Zuflucht nahmen, indem

wir die Verwaltung und den Bau unserer Eisenbahnen anderen zuverlässigeren und geschickteren Händen übertragen.

Wie anders waren die Hoffnungen der Actionäre bei Eröffnung der Gesellschaft! Damals war es die allgemeine Ueberzeugung, daß für eine Gesellschaft, an der die ersten Handelsfirmen als Gründer Theil nahmen, das Gelingen eines Unternehmens, dessen Verzinsung von der Regierung auf 80 Jahre garantirt worden war, keinem Zweifel unterliegen könne und daß die Ausführung des Werkes der Wichtigkeit, die dieses Eisenbahnetz für den Handel Rußlands, des übrigen Europas und Asiens hat, wie der außerordentlichen Größe der auf dasselbe zu verwendenden Capitalien entsprechen werde. Blickt man auf den Betrag des Baucapitals, so ist diese Gesellschaft die erste in der Welt, blickt man aber auf die Verwaltung, so weiß man in der That nicht, in welche Kategorie sie zu stellen. . . .

Die Verantwortlichkeit für alle Unordnungen und jeglichen Unfug auf der letzten Generalversammlung trifft theils den Verwaltungsrath selbst, weil dieser in seiner gänzlichen Unfähigkeit, die Discussionen zu leiten, diese Ungehörigkeiten zugelassen hat, theils die Actionäre, von denen viele, wie sich bei den Debatten herausstellte, mit den Statuten der Gesellschaft und den bestehenden Gesetzen wenig oder gar nicht bekannt waren. Die zweite wesentliche Ursache der Anarchie auf der Versammlung lag aber darin, daß die Glieder des Verwaltungsraths das schon so oft mündlich und schriftlich behandelte Verhältniß der Verwaltung jedes Actienunternehmens zu den Actionären als der Bevollmächtigten zu ihren Vollmachtgebern noch nicht begriffen haben. Wenn die aus diesem Rechtsverhältnisse entspringenden Verpflichtungen verkannt werden, so muß dies nothwendig verderblich auf das Unternehmen zurückwirken, indem es den Credit der Gesellschaft untergräbt und einen fortwährenden Antagonismus zwischen den Actionären und den Verwaltungsgliedern hervorruft, welche letztere nach sehr absonderlichen und etwas antiquirten Begriffen als unumschränkte und unverantwortliche Gebieter auftreten wollen und unter Beobachtung gewisser bürokratischer Formalitäten alljährlich gänzlich ungenügende Rechenschaftsberichte über ihre Thätigkeit abgeben, in der Ueberzeugung, daß alles, Dank dem Beistande der beiden Patrone des russischen Volkes: „awosj“ und „kainibudj“ („auf gut Glück“ und „gleich viel wie“) vortrefflich von Statten gehe. Aber endlich werden auch die Actionäre ihr: Quousque tandem rufen. . . .

Zu den lange vor dem Tage der General-Versammlung der Actionäre der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft durch die Zeitungen veröffentlichten Baltische Monatschrift, Sft. 5.

lichten Statuten derselben fand sich die Bestimmung, daß alle Actionäre, welche zu reden oder Bemerkungen zu machen wünschten, sich vor Eröffnung der Versammlung verzeichnen lassen müßten, damit auf diese Weise, wie bei allen parlamentarischen Debatten des Auslandes; eine bestimmte Ordnung unter den Rednern eingehalten werden könne. Wir werden hier keine Betrachtungen über den Werth oder Unwerth dieser Einrichtung für eine allgemeine Versammlung von Actionären anstellen noch die Nothwendigkeit irgend eines anderen Mittels zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Erwägung ziehn; bleiben wir dabei stehn, daß der Verwaltungsrath diese von ihm selbst gegebene Vorschrift aus den Augen gesetzt hat. „Wozu sollen denn aber“, fragen wir mit Peter dem Großen, „Gesetze gegeben werden, wenn man sie nicht erfüllt, und soll mit ihnen wie mit Karten gespielt werden dürfen?“ — Es begann ein ordnungsloses Streiten und Ratsorniren; Einer sprach, ein Anderer überschrte ihn; Niemand kam dazu, seine Gedanken zu entwickeln noch seine Rede zu beendigen, und das alles bei einer tropischen Hitze im VersammlungsSaale (es waren 780 Actionäre gegenwärtig, welche 130,000 Actien vertraten), so daß es schon kaum erträglich war, die Verlesung des Rechenschaftsberichts mehrere Stunden lang anzuhören, gradezu unmöglich aber, die Zahlen desselben zu vergleichen und zu prüfen. Indessen hatten die Actionäre — und das muß ihnen zu besonderm Verdienst angerechnet werden — Ausdauer und Muth genug; die Verlesung des Berichtes bis zu Ende anzuhören, was übrigens für diejenigen eine vollkommen verlorene Mühe war, die vorher entweder nicht Lust oder nicht Gelegenheit gehabt hatten, die Bücher und Papiere der Gesellschaft durchzusehen und zum besseren Verständniß der gegenwärtigen Sachlage den vorigjährigen Bericht mit dem diesjährigen zu vergleichen. Aber auch das hätte wenig nützen können, da beide Berichte nach ganz verschiedenen Systemen und von Personen, die von der Führung von Handelsbüchern keine Kenntniß hatten, abgefaßt, daher in mehrfachen Beziehungen in den Ausgabeposten gänzlich unverständlich waren. Man sah eben nur, daß die Transportsummen richtig waren, woran wahrscheinlich Niemand zweifelte, aber um sich von dieser höchst einfachen Wahrheit zu überzeugen, bedurfte es gerade keiner General-Versammlung. Das Verlesen und Anhören des Rechenschaftsberichtes in solcher Gestalt war also für die Mehrzahl der Actionäre völlig nutzlos; für die Mindel-

*) Worte des Kaiser's vom 17. April 1722, von welchem sich ein Exemplar auf dem f. g. Gerichtsspiegel in jeder Behörde befindet.

zahl derselben aber, welche mit diesem Unternehmen wie überhaupt mit größeren Handelsgeschäften vertraut waren, war dieser Bericht wegen der Unbestimmtheit seiner Ausdrücke, des Mangels aller genaueren Daten, der Widersprüche, der Verworrenheit, der Reticenzen u. s. w. höchst ungenügend. Er steht auf gleicher Stufe mit dem Rechenschaftsbericht der Gesellschaft: „der Landwirth“, welcher wegen seiner Mangelhaftigkeit von der Versammlung der Actionäre der Verwaltung zur Umänderung und Vollständigung zurückgegeben wurde. So hätte man auch mit dem Rechenschaftsbericht der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft verfahren sollen.

Die vollkommene Zwecklosigkeit des Verlesens und Anhörens eines solchen Berichtes veranlaßte einen Actionär in der General-Versammlung zu dem Antrage, daß der Rechenschaftsbericht zur bequemeren Prüfung, und um eine Beschlusfassung über denselben, sowie Aufstellung von Notaten möglich zu machen — zeitig vor dem Tage der Versammlung veröffentlicht oder unter die Actionäre vertheilt werden solle. Dieser Vorschlag fand bei vielen der Anwesenden energische Unterstützung; der Verwaltungsrath weigerte sich jedoch mit Entschiedenheit, darauf einzugehen, und zwar aus dem alleinigen Grunde, weil dieser Antrag gemäß den von Verwaltungsrathe entworfenen und publicirten Bestimmungen über die General-Versammlung innerhalb 15 Tagen vor derselben hätte gestellt werden müssen.

Herr St. referirt nun ausführlich, wie dieser Einwand von den Actionären durch Hinweisung auf die Reichsgesetze, die Statuten der Gesellschaft und die Natur der Sache siegreich widerlegt worden — wobei wir es denn, im Hinblick auf dasjenige, was er vorher über die Art der Discussion auf dieser General-Versammlung mitgetheilt hat, dahin gestellt sein lassen müssen, ob diese Replik so gründlich, klar und schlagend auf der Versammlung vorgebracht worden, wie sie jetzt gedruckt vor uns liegt — und wendet sich darauf gegen das „Journal für Actionäre“, welches in seiner Nr. 130 die Ansicht vertreten, daß der Verwaltungsrath nach den Statuten der Gesellschaft nicht einmal berechtigt gewesen wäre, auf jenen Antrag einzugehen, sondern denselben dem Pariser Comité hätte vorlegen müssen. Herr St. weist die Frligkeit dieser Ansicht aus den Statuten selbst nach und bemerkt dann, daß der ganze Artikel im „Journal für Actionäre“, welcher über die General-Versammlung vom 18. Juni berichtet, im höchsten Grade unbefriedigend und parteiisch sei, ja die That-sachen entstelle. Es sei darin zunächst von der Erstagwahl die Rede, welche durch den Tod eines Mitgliedes des Verwaltungsraths, des Pariser

Banquiers Louis Fould, nöthig geworden. Die Versammlung wurde aufgefordert, die Wahl des Barons P. K. Meyendorff an dessen Stelle zu bestätigen. „Es war unverkennbar — so heißt es im „Journal für Actionäre“ — daß der so bekannte, allgemein geachtete Name des neuen Directorsmitgliedes bei der Versammlung die lebhaftesten Sympathien fand, das Ballotement über seine Bestätigung wäre also gar nicht nöthig gewesen. Das Ergebnis der Abstimmung fiel denn auch für den Baron Meyendorff so glänzend als möglich aus: er erhielt 757 Stimmen von 784“. Warum — fragt Herr St. — will das „Journal für Actionäre“ in dem Antrage auf Abstimmung ein Symptom des Mißtrauens erblicken? warum sie für überflüssig erklären? Die Abstimmung mußte grundsätzlich erfolgen und war ganz in der Ordnung; in jeder beschlußfassenden Versammlung ist die Abstimmung ein allgemein recipirter Modus; auf welche andere Weise soll denn die Meinung einer aus mehreren hundert Personen bestehenden Versammlung in Gewißheit gesetzt werden? Alle mit einem Male zu fragen: Wollt ihr oder wollt ihr nicht? das wäre denn doch etwas zu naturwüchsig und naiv. In der Versammlung einer Dorfgemeinde wäre dies allenfalls an seiner Stelle. So viel man weiß, ist die Abstimmung im ganzen civilisirten Europa in allen denkbaren Fällen und in allen möglichen Versammlungen in Uebung. Wenn man über die Kaiser Napoleon I. und Napoleon III, wenn man über die berühmtesten Minister Englands, von Pitt bis Palmerston und Russell und über ganze Ministerien in Cabinetfragen abgestimmt hat und noch heute abstimmt, wenn die berühmtesten Namen der Wissenschaft sich bei der Aufnahme in die Akademien von Paris, Berlin u. a. der Abstimmung haben unterwerfen müssen — so kann auch nichts Präjudicialisches oder Verlegendes darin erblickt werden, wenn in der General-Versammlung der großen russischen Eisenbahngesellschaft über jedes Directorial-Mitglied und jeden Vorschlag des Verwaltungsraths abgestimmt wird.

In gleichem Maße wahr und treffend — fährt Herr St. fort — ist nun auch der Schluß dieses Artikels im „Journal für Actionäre“. Da heißt es: „Schließlich forderte der Verwaltungsrath die Versammlung auf, eine Commission zur Revision der Rechnungen für das verflossene Jahr zu wählen. Einige Actionäre verlangten unter dem sonderbaren Vorwande: man müsse es sich doch zuerst näher überlegen, wen man in die Commission wählen solle — die Berufung einer neuen General-Versammlung; selbstverständlich wurde aber dieser völlig unpassende Antrag von der Mehrzahl

der Anwesenden zurückgewiesen, und ging hierauf die Wahl der Commissionsglieder statutenmäßig vor sich“.

Herr St. bemerkt dagegen: jenes Anverlangen sei in der That durchaus kein sonderbares und die Wahl der Commissionsglieder immerhin des Nachdenkens werth gewesen; handle es sich doch nicht um Kopfen, sondern um Interessen des ganzen Reiches und um hunderte von Millionen; auch hätten Instructionen für die Revidenten zur Sprache gebracht werden können; indessen sei der eigentliche Grund des bei dieser Gelegenheit laut gewordenen Antrages auf eine neue General-Versammlung der gewesen, Zeit zu gewinnen, um vor dieser neuen allgemeinen Versammlung die Notate gegen den Rechenschaftsbericht vorzubringen, wobei denn die vom Verwaltungsrathe vielbegehrte 15tägige Frist hätte eingehalten werden können — gewiß ein zu wohlbegründetes Anverlangen, als daß es nicht bei der Mehrzahl der wohlgesinnten und unbefangenen Actionäre hätte Anklang finden sollen.

Indessen — der Verwaltungsrath erledigte eiligst alle von den Statuten und den Gesetzen für die General-Versammlung der Actionäre vorgeschriebenen Formalitäten, und so ging denn auch die Wahl der Glieder der Revisions-Commission auf eine gewissermaßen phantastische Weise vor sich. Plötzlich, man weiß nicht woher, kamen Namen zum Vorschein; viele votirten, ohne zu wissen für wen, andere gingen nach Hause, noch andere votirten gar nicht, da ihnen die in Vorschlag Gebrachten durchaus unbekannt waren und sie Niemand „auf gut Glück“ bevollmächtigen mochten; viele verlangten vor dem Ballottement ein Verzeichniß der anwesenden Actionäre, jedoch vergebens. Während all dieses — Hin- und Herredens, um uns milde auszudrücken, verließen 32 Actionäre, welche 72 Stimmen, also ein Capital von mindestens 350,000 Rbl. Silb. repräsentirten, die Versammlung, aus Gründen, über die im Protokoll nichts gesagt ist, die jedoch, wie anzunehmen, außerhalb ihrer freien Willensbestimmung lagen und zogen auf den aventinischen Berg d. h. ohne Umschweife gesagt, sie begaben sich in einen andern Saal, in dieser schweigenden Weise gegen die Dispositionen des Verwaltungsraths protestirend und gegen das, was wiederzuerzählen sich verbietet.

So endete die allgemeine Versammlung der Actionäre der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft vom 18. Juni, welche bei 30° Reaüm. von 1—6 Uhr Nachmittags gewährt hatte.

Herr St. citirt zum Schluß einen Artikel Pogodins aus der „russi-

sehen „Zeitung“ Nr. 58, unter dem Titel: „die Troizkische Bahn“, nicht nur zum Belege des oben Gesagten, sondern auch zur Nutzenanwendung auf fast alle in Rußland bestehenden Actiengesellschaften.

„Uns alle — sagt Pogodin — erfüllt die Furcht vor jeder Verantwortlichkeit, und das nicht allein im öffentlichen Dienst, wo diese alberne Nengstlichkeit schon einen großartigen Maßstab angenommen hat, sondern auch in unsern Privatangelegenheiten. Ueberall waschen wir unsere Hände, und doch bleibt der Schmutz an ihnen kleben, so daß man ihn zuweilen nicht anders, als mit siedendem Wasser entfernen kann. In den Statuten der Jaroslawschen Eisenbahn-Gesellschaft stoße ich wieder auf die nach auswärtigen Schablonen bei uns in allen Gesellschaften eingeführte und doch fast überall unzureichend befundene Methode: die Actionäre halten eine Versammlung und wählen eine Verwaltung. Eine Verwaltung ist ein Abstractum, wir brauchen aber einen Iwan, Gregor oder Fedor, den wir entweder dem Spotte der öffentlichen Meinung Preis geben oder mit der Bürgerkrone schmücken können; von der „Verwaltung“ gleitet jede Dummheit oder Schlechtigkeit ab wie von der Gans das Wasser. Gebt der Sache einen Herrn, dem sie Herzensangelegenheit werde, der sich Tag und Nacht mit ihr beschäftigt, kein anderweitiges Geschäft habe und für sie vor der Gesellschaft und dem Publikum einstehe. Mag dies nun ein Stifter, ein Actionär oder sonst Jemand sein — gebt ihm einen soliden Gehalt, unterwerft ihn der Abstimmung und dann verlangt von ihm, was ihr wollt. Er muß einen Rath gewählter Directoren um sich haben, welche des Geschäftes in seinen verschiedenen Zweigen kundig sein müssen. Bei uns aber werden diese Sachen noch „gleich viel wie“ geführt, daher genießt denn fast keine einzige Gesellschaft vollen Vertrauens. Denselben Personen begegnet man in der Verwaltung verschiedener Gesellschaften, ja sie stehen überdies auch noch im Staatsdienste. Und das sollen Directoren sein? Mag man sie allenfalls in den Verwaltungsrath wählen; wer aber Dirigent sein will, muß sich der Sache ganz und ungetheilt widmen. — Um einen Begriff von der Organisation unserer Gesellschaften zu gewinnen, nahm ich nur zu diesem Zwecke zehn Actien der Gesellschaft der Wolga-Don-Bahn und wollte, nach Anhörung des Rechenschaftsberichts der Stifter, einige Worte über die Directorial-Versammlung sagen. Man ließ mich nicht zu Worte kommen. Wird man es in Europa glauben, daß in einer öffentlichen Versammlung einer privaten Gesellschaft, welche zusammengelassen ist, um Anführer über gemeinsame Angelegenheiten zu hören, einem Interessen-

ten der Mund verschlossen werde? „Für sein Geld hat man's überall in der Welt“; bei uns gilt das nicht. Das, was ich sagen wollte, hätte ich doch allein zu vertreten; und was hätte es denn Unstatthafes sein können? Welch ein Polizeigeist steckt noch in unsern guten Landsleuten, daß sie, in ihren eigenen Angelegenheiten, in ihrem eigenen Hause, mit ihrem eigenen Gelde sich vor unberufenen Ohren scheuen, vor Schatten erbeben, stottern, wispern und sich selbst belügen! Vermuthlich glaubten die Stifter, ich würde irgend etwas vorbringen, was ihnen nicht paßte. Allerdings sind die Actionäre nicht an den Gedankengang der Stifter gebunden. Jeder darf seine Meinung für sich haben, wenn sie auch irrig ist; die Stifter, als die Erfahrenen und die Wissenden, mögen sie berichtigen und zurechtstellen. — Schon war ich im Begriff die Sache fallen zu lassen und wegzugehn, als der Finanzminister den Wunsch äußerte, meine Meinung zu hören, und ich verlas nun meine Rede über die Wahl der Directoren, nachdem diese bereits gewählt waren. Die Stifter wandten sich mit dem verbindlichsten Danke an mich und meine Rede wurde gedruckt“.

Herr St. fügt „diesen einfachen und klaren Gedanken“ noch einige Worte zur Vertheidigung der Actionäre hinzu; denen man seit einiger Zeit alle Schuld beizumessen liebe, wenn die Angelegenheiten der Gesellschaften einen schlimmen Verlauf nähmen; sie seien apathisch, kümmerten sich um ihre eigene Sache nicht, ihnen sei die Wohlfahrt des Ganzen und des Einzelnen gleichgültig, sie seien unbrauchbar u. s. w. „Ja es ist sogar darauf hingewiesen worden, daß unsere träge und sorglose slavische Natur an allem die Schuld trage, die unfähig sei zu jeder spontanen Initiative und zu selbstthätigem Eingreifen, zu deren Ausrüttelung einige Stöße und Prüffe unumgänglich erforderlich seien; kurz die Actionäre sollen um jeden Preis zu Sündenböcken für alle Sünden und Böcke sämtlicher Stifter, Directoren, Verwaltungen und Verwaltungsräthe sämtlicher bestehenden Actiengesellschaften gemacht werden. Allerdings tragen die Actionäre einige Schuld, doch hat dies seinen Grund in ihrer Unerfahrenheit in Actiengeschäften und in dem Mangel der dazu erforderlichen Bildung, hauptsächlich aber in der lebenswürdigen Eigenschaft unseres Naturells: der Autorität eines Namens ein überfließendes Vertrauen zu schenken, das jede Kritik niederschlägt. Man sehe sich nur die Dinge näher an; die Actionäre sind weniger Schuld, als Andere und Anderes; wer dies bezweifelt, mag jede beliebige Actionären-Versammlung besuchen, und je größer und wichtiger die Gesellschaft ist, um so überzeugenderen Beweis

wird sie dafür liefern. Wenn auch nicht alle, so dürfen doch sehr viele Actionäre sagen: non mea culpa; was aber die Directoren sämtlicher Gesellschaften sagen sollen, darüber geben wir ihnen Zeit (und daran mangelt's ihnen nicht) bis zur nächsten General-Versammlung nachzudenken! —

Das zweite der fliegenden Blätter beschäftigt sich mit einer scharfen und eingehenden Kritik der vom Verwaltungsrathe veröffentlichten beiden Rechenschaftsberichte für die Jahre 1857 und 1858, so ungenügend — sagt Herr St. — die in demselben gegebenen Daten auch sind, indem der Verwaltungsrath es unterlassen, ausführliche Rechnung über die Verwaltungskosten und über die technischen und anderweitigen Arbeiten abzulegen, wie ihm doch gesetzlich oblag.

Statt dessen und gewissermaßen der Deffentlichkeit zum Tribut hat der Verwaltungsrath sich angelegen sein lassen, eine kleine Schrift in Druck zu geben und unter die Actionäre zu vertheilen, unter dem Titel: „Gedenkbüchlein (pänjätnaja kniškka) der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft für das Jahr 1859“ und mit dem ausgesprochenen Zwecke: „das Publikum und insbesondere die Actionäre mit der innern Organisation der Gesellschaft bekannt zu machen und ihnen verschiedene specielle Nachweisungen zu vermitteln, um ihre Beziehungen mit den verschiedenen Zweigen der Verwaltung zu erleichtern.“

Der sich dabei zuerst aufdrängende Gedanke ist: ob es nicht ersprießlicher für die Actionäre gewesen wäre, ihnen hier eine genauere und ausführlichere Darlegung der ganzen Sachlage, der ausgeführten Arbeiten, ihrer Kosten und zwar nicht in Totalsummen, wie im Rechenschaftsbericht, sondern bis in die einzelnen Details hinein zu geben. Nur eine sehr kleine Zahl von Actionären steht mit der Gesellschaft in unmittelbarer Relation, und nur diesen konnte die Schrift von einigem Nutzen sein. Sie verfehlte daher fast gänzlich ihres Zweckes.

Was bringt denn aber das „Gedenkbüchlein“ auf seinen 68 kleinen Seiten? Einen großen Theil desselben nehmen allbekannte Dinge ein: die Verordnung über den Bau von Eisenbahnen in Rußland und die Statuten der großen Eisenbahn-Gesellschaft; die bereits in allen Zeitungen abgedruckten Bestimmungen über die Generalversammlung der Actionäre; sogar der Wohnort sämtlicher Glieder des Verwaltungsraths und die Namen aller in der Central-Verwaltung Angestellten, wie der beim Bau der in Angriff

genommenen Linien Beschäftigten finden sich dort aufgenommen. Man erfieht aus diesem Verzeichniß, daß die Eisenbahn-Verwaltung aus 826 Personen besteht von denen 199 allein zur Central-Verwaltung gehören und sich theils in Petersburg theils in Paris und sonst im Auslande befinden. Acht Nationen sind in diesem Personal vertreten, dasselbe ist daher in einer besondern Tabelle nach Nationalitäten gesondert. Diese 826 Personen haben vom Tage der Eröffnung der Gesellschaft (15. Mai 1857) bis zum 1. Januar 1859 1,605,229 R. S. an Gehalt bezogen, darunter die Central-Verwaltung 580,401 R. 23½ Cop. S., in runder Summe also 2900 R. auf den Kopf. Diese Zahlen sprechen beredt und deutlich genug aus, in welchem Maße, und wie rücksichtslos das Vermögen der Gesellschaft vergeudet worden, ohne daß diese Ausgaben durch den Zustand und die Entwicklung der Angelegenheiten der Gesellschaft irgend gerechtfertigt würden. Die Unterhaltungskosten der Central-Verwaltung stehen außer allem Verhältniß zu den entsprechenden Ausgaben irgend einer Actiengesellschaft des In- oder Auslandes; unsere größten Actiengesellschaften zählen nicht mehr als 30 Personen in ihrer Verwaltung, die Central-Verwaltung der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft sollte also nach Verhältniß absolut nicht mehr als 100 Personen zählen dürfen.

Zum Belege des oben Gesagten vergleiche man z. B. die Riga-Dünaburger Eisenbahn mit der Nißnegorod'schen Linie. Jene ist etwa 263 Werst lang, diese 409; das Anlage-Capital der ersteren beträgt 10,200,000 R. oder 38,745 R. für die Werst*) (wobei bemerkt werden muß, daß alle Bauten und Brücken von Stein und Eisen und alle provisorischen Anlagen ausgeschlossen sind). Nach den drei Rechenschaftsberichten der Riga-Dünaburger Eisenbahn-Gesellschaft sind seit der Eröffnung der Gesellschaft (im April 1858) bis zum 1. Septbr. 1859 an Verwaltungskosten und für die Arbeiten auf einer Strecke von 153 Wersten 1,999,330 R. 70 C. S. verausgabt worden. Diese Arbeiten bestanden am Schlusse des Jahres 1859 in der Herstellung aller Erdarbeiten und eines Theiles des Schienenweges von Riga aus, in der Erbauung von 50 steinernen Brücken und Durchlässen (unter den ersteren befanden sich 3 mit drei Bogen), in dem Aufbau steinerner Stationsgebäude in Riga und an vier andern Orten u. s. w. Alle diese Arbeiten hat eine technische Abtheilung geleitet, welche aus

*) Dies ist ein Irrthum. Die Länge der Riga-Dünaburger Eisenbahn beträgt 205 Werst, das Anlage-Capital daher 50,000 R. auf die Werst.

30 Ingenieuren*), einem Landmesser und 3 Zeichnern bestand; ihre Besoldung betrug 83,862 R. 42 G., an Gage für die Directoren, das Haupt-Comptoir in Riga, Druckkosten, Publicationen, Reise- und Miethegeldern, Transfert- und Kanzlei-Kosten wurden 89,524 R. 1 G. verausgabt, im Ganzen also 173,386 R. 43 G.

Für die Nischegorodsche Linie wurden dagegen von der Mitte des Jahres 1857 bis zum 1. Januar 1859 1,340,244 R. 47 $\frac{1}{2}$ G., darunter für die Nivelirung und die Verwaltung 438,461 R. 90 $\frac{1}{2}$ G. verausgabt.

Die Hauptursache dieses für die Central-Verwaltung der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft so ungünstig ausfallenden Vergleiches sucht Herr St. in dem Labyrinth eines beispiellosen büreaukratischen Schematismus, der in der Central-Verwaltung herrsche und dabei so system- und geistlos sei, daß, wie näher belegt wird, vollkommene Verkehrtheiten in dieser Kanzleiwirthschaft zu Tage gekommen seien. Aber noch mehr. Es fehlt auch nicht an Leichtfertigkeiten äußerster Art in den Arbeiten der einzelnen Abtheilungen der Central-Verwaltung, wovon namentlich die der VI. oder Handels-Abtheilung, welche die Tarife für den Personen- und Waarentransport auszuarbeiten hat, ein schlimmes Zeugniß geben. Dem „Gedenkbüchlein“ sind die betreffenden Tabellen für die Stationen St. Petersburg, Luga und Pskow beigegeben, und aus diesen weist Herr St. eine Unzahl unrichtiger, ja sich selbst widersprechender Daten nach, mit denen wir unsere Leser nicht ermüden wollen. Nur die Oberrechnungs-Abtheilung findet Gnade vor seinen Augen und wird als musterergültig bezeichnet, ohne daß wir indessen zur Begründung dieses Lobspruches mehr erfahren, als daß dies das Verdienst des Herrn Oster, des gegenwärtigen Directors dieser Abtheilung, sei.

Nachdem Herr St. nun noch den übrigen mageren Inhalt des „Gedenkbüchleins“ angegeben, wendet er sich zu den in den Jahren 1858 und 1859 abgelegten Rechenschaftsberichten.

Den Bericht des Jahres 1858 — sagt Herr St. — leitete der Herr Präsident mit einer Rede ein, in der er des Zweckes dieses Unternehmens und der Umstände, unter denen es sich gestaltet habe, Erwähnung that; alsdann, zur Erbainung der Actionäre, auf den Nutzen der Eisenbahnen für Handel und Industrie und die Unentbehrlichkeit dieses „allmäch-

*) Die Zahl der Ingenieure ist sogar noch geringer; sie hat nie 18 überstiegen.

tigen Hebels“ der nationalen Betriebsamkeit hinwies u. s. w. Doch der Strom der Beredsamkeit riß den Herrn Präsidenten gar weit fort. Es ist das gewöhnliche Schicksal der Phantasie, daß sie mit den kalten Berechnungen und Folgerungen des Verstandes in Conflict geräth; man darf daher nicht in Verwunderung gerathen, wenn in der Rede des Herrn Präsidenten einige Irrthümer und Widersprüche zum Vorschein kamen. Wenn er den Begründern der Gesellschaft als Personen „von mächtigem Unternehmungsgeiste und bedeutenden Mitteln,“ ihrer „Unerschrockenheit“ gegenüber diesem gewaltigen Unternehmen und gegenüber der „Ungewißheit“ des Erfolges bei der damals in Europa beginnenden Handelskrisis — reiches Lob spendete, so vergaß er, daß der Eisenbahnbau keinesweges ein gewagtes Unternehmen sei, vielmehr eine dauernde und sichere Einnahme, zumal bei guter Verwaltung, gewähre; er vergaß, daß die Regierung 5 % garantirt und daß die Herren Stifter, als verständige und vorsichtige Leute, sich sogar eine Entschädigung für ihre vor dem Inslebentreten der Gesellschaft gemachten Auslagen ansbedingungen hatten, zu denen, wie verlautet, auch einige Diners in Paris bei den besten Restaurants gehört hatten. Auch vermögen wir der Deduction des Herrn Präsidenten nicht zu folgen, wie denn die Vermittelung auswärtiger Capitalisten uns erst zum Bewußtsein unserer eigenen Mittel geführt habe? Wie viel freie und lahmliegende Capitalien es in Rußland giebt, davon kann sich Jeder mit Leichtigkeit aus dem Kalender der Academie überzeugen.

Wie nun die Rede des Herrn Präsidenten einen pädagogischen und apologetischen Charakter trug, so äußerte sich denn auch der Verwaltungsrath: „Indem wir den Ihnen, m. H., vorgelegten Rechenschaftsbericht schließen, der Sie von der Zuverlässigkeit und den günstigen Ausichten unseres Unternehmens unzweifelhaft überzeugen wird, erachten wir es für unsere Pflicht, Ihnen in der Kürze diejenigen Gegenstände vorzulegen, welche besonders Ihrer Aufmerksamkeit und Entscheidung bedürfen.“ Die Herren Schüler d. h. die Actionäre der großen russischen Eisenbahngesellschaft, wohlleidend dessen, daß sie bereits in der Schule gehört hatten: „Magister dixit, also wird es wohl richtig sein.“ — autorisirten den Verwaltungsrath: 1) über jeden Anstand, welcher bei der Wahl der Richtung der Feodossjasschen Eisenbahn zwischen Moskau und Tula sich ergeben könnte, definitive Beschlüsse zu fassen, sowie alle Conventionen und Contracte sowol mit der Gesellschaft, die sich möglichenfalls zum Ban einer Bahn nach Saratow bilden könnte, als auch mit der Regierung abzu-

schließen; und 2) bei der Regierung um die Verbindung der Feodoffjaschen Linie mit dem Hafen Almanai am Ufowschen Meere nachzusuchen; mit andern Worten, die Actionäre bevollmächtigten den Verwaltungsrath zu etwas, wovon dieser selbst noch gar nichts wußte — und da sage noch Einer, daß das XIX. Jahrhundert ein skeptisches sei!

Der Rechenschaftsbericht für das Jahr 1858 war ganz anders getarnt. Sich auf eine sehr wenig befriedigende Herzsählung trockener Thatfachen und unzuverlässiger Auskünfte beschränkend, hatte er mit Entschlossenheit alle rhetorischen Blumen über Bord geworfen und war; seinem dogmatischen Character getreu, bestrebt, bei den Actionären die Ueberzeugung hervorzurufen, daß die Garantie der 5 % Seitens der Regierung sich auf die bis jetzt auf das Unternehmen verwendeten Capitalien erstreckt, mit dem lakonischen Schlusse: „Wir hoffen, m. H., daß Ihr Vertrauen uns auf dem Wege, den wir gehn, nicht verlassen werde.“

Der Rechenschaftsbericht für das laufende Jahr, der im Juni des künftigen Jahres vorgelegt werden wird (wo denn die ersten Symptome der finanziellen Agonie der Gesellschaft zu Tage treten werden) wird ohne allen Zweifel einen elegischen Character tragen; er wird mit Rechtfertigungen, Klagen über die Verleumder und Neider der Gesellschaft, mit Vorwürfen gegen das Publikum und die Actionäre erfüllt sein, die ohne irgend einen vernünftigen Grund nicht an die erhabenen, uneigennütigen Tugenden der Central-Verwaltung glauben wollten. Der vierte Rechenschaftsbericht endlich wird, nach der Theorie der Wahrscheinlichkeit und nach dem, was wir weiter unten nachweisen werden, einen Nekrolog oder einen Panegyricus enthalten.

Doch kehren wir zum Rechenschaftsbericht für das Jahr 1858 zurück. Herr St. weist mit kaustischer Schärfe auf die überall in demselben hervortretende Allgemeinheit und Unbestimmtheit der Ausdrücke, die sich beständig wiederholenden Entschuldigungen, Versprechungen und Prophezeihungen hin und gelangt bei der Vergleichung dieser Rechnungsablage mit der des vorhergegangenen Jahres zu nachstehenden Folgerungen:

1) daß die Auvellirung einer und derselben Linie und die Anfertigung der Projecte nicht selten zu drei verschiedenen Malen vorgenommen worden ist, weil die Regierung die Arbeiten für ungenügend erklärte. Und doch kosteten diese Vorarbeiten allein auf der Warschauer Linie bis zum Jahre 1859 bereits 594,573 R. 80 $\frac{1}{2}$ C. und werden noch bedeutende Summen kosten, bis alle Projecte die Bestätigung der Staatsregierung

erhalten haben. Wie ist diese Confusion, diese nutzlose Verschleuderung des Gesellschafts-Vermögens zu erklären, wenn nicht durch die Eilfertigkeit und Nachlässigkeit, mit der diese Vorarbeiten gemacht worden, was der Verwaltungsrath selbst widerwillig zugestehen muß, oder durch die vollständige Unfähigkeit der damit betrauten Personen? — Der „Oekonomische Anzeiger“ hat einige piquante Notizen in Beziehung auf die Anfertigung der Projecte gebracht. Wir lesen in Nr. 138: „Zu Anfang des künftigen Jahres (1860) erwartet man die Eröffnung der Eisenbahn von Pskow bis Ostrow. Von der großen Eisenbahnbrücke über die Welikaja muß dabei abstrahirt werden. Herr Colignon Sohn hatte ein Project für diesen Brückenbau entworfen, und wurde dasselbe von einigen der bekanntesten Sachverständigen beprüft. Sie befanden, daß das Project vieler wesentlichen Verbesserungen bedürfe. Herr Kerbeds*) wies sogar auf noch gröbere Mängel hin. Man sagt, daß der Techniker, dem der Bau der Brücke nach diesem Projecte angetragen wurde, ihn wegen seiner Unausführbarkeit zurückgewiesen habe. Herr Colignon mußte also sein Project wiederholt umarbeiten. Die Brücken zwischen Luga und Pskow sind, wie verlautet, verunglückt und ihre Lage sollen gezählt sein.“

In N. 143 ist vom Libauschen Hafen die Rede. „Wir hatten Gelegenheit, vom Project des Libauschen Hafens (von dem Herrn Vice-Director Bresson) Einsicht zu nehmen. In der officiellen Sprache würden wir sagen: „es entspricht seinem Zwecke nicht“. Darnach soll die Eisenbahn-Station auf dem nördlichen Ufer des Kanals erbaut werden, auf dessen südlichem Libau liegt. Bekanntlich ist dies der Gesellschaft abgeschlagen worden. Diese Lage des Stationsgebäudes hätte die Libau-Dünaburger Bahn fast um 2 Werst verlängert. Aber Herr Bresson wollte Libau nicht allein zu einem Handels-, sondern auch zum Kriegshafen machen. Um die Kriegsschiffe zu placiren, gedachte er an der Mündung des den Libauschen See mit dem Meere verbindenden Kanales**) ein halbkreisförmiges Bassin (avant-port) zu construiren, dessen Bogen aus zwei Dämmen bestehen sollte. Die

*) Ingenieur-General. Er ist der Erbauer der steinernen Brücke über die Newa.

**) Libau liegt auf der schmalen sandigen Nehrung zwischen der Düsse und dem Libauschen See. Dieser — auch „die kleine See“ genannt — ist gegen 15 Werst lang und 2 Werst breit, jedoch äußerst flach. Sein Hauptzufluß ist die Bartau, sein Abfluß erfolgt durch einen ziemlich breiten, vom nördlichen Ende des Sees zum Meere geleiteten Kanal, der zugleich zum Schiffshafen für Libau dient. Der frühere, südlicher gelegene und natürliche Abfluß soll verdammt worden sein.

Passage zwischen ihnen und der Eingang in den Hafen sollte sich in der Mitte des Bogens befinden und von starken Batterien geschützt sein. Den Handelshafen wollte Herr Bresson in den See verlegen, der zu diesem Zweck vertieft werden sollte. Man sieht hieraus, wie unglücklich dies Project ist. Die Verbindung des Handelshafens mit einem Kriegshafen ist in Libau besonders übel am Plage, da zu dessen Befestigung ungeheure Summen verwendet werden müßten. Zudem würden die Schiffe im See vor einem Bombardement nicht gesichert sein. (Die von Herrn Bresson projectirten Befestigungen haben eine bedeutende Aehnlichkeit mit den gemalten Schrecknissen, mit denen die Chinesen ihre Feinde in Furcht zu setzen hoffen.) Die Anweisung des Sees für die Handelsschiffe würde sie von den Speichern entfernen und die Vertiefung desselben gewaltige Kosten verursachen. Die Benutzung des Kanales als Hafen befriedigt dagegen auf lange Zeit hin die Bedürfnisse der Schifffahrt und ermöglicht die Herstellung eines guten Hafens in Libau für den vierten Theil der Summe, welche das Bressonsche Project erfordert hätte. Herr Colignon, der Ober-Director, hat denn auch dasselbe einigermaßen zurechtgestellt. Die Regierung unterzog die Projecte der Herren Bresson und Heidatel *) ihrer Durchsicht und entschied sich in den Hauptzügen für das des Letzteren, der den Kanal vernünftig benutzte hatte.“

Die Central-Verwaltung hat diese und viele andere gegen sie in verschiedenen Journälen fortwährend gemachten Ausstellungen gänzlich ohne Erwiderung gelassen.

2) Es sind vielfach Lieferungs-Contracte abgeschlossen und Arbeiten begonnen worden, ehe die Regierung die Projecte bestätigt hatte — als Folgen wessen die Umänderung der Projecte, die Aufhebung oder Abänderung der Contracte, Streitigkeiten zwischen den Contrahenten und der Regierung, Zahlung von Verzugszinsen, die Inhibirung der Arbeiten u. s. w. eingetreten sind.

Sämmtliche Untersuchungen und Projecte haben bis jetzt gekostet:

1) für die Warschauer Linie	594,573 R. 80 ¹ / ₄ C.
2) für deren Zweigbahn zur preuß. Grenze	38,930 R. 77 C.
3) für die Libau-Dünaburger Linie	149,403 R. 2 C.
4) für die Moskau-Geodossjische Linie	329,351 R. 54 ³ / ₄ C.
5) für die Nißnegorodsche Linie	144,416 R. 35 ¹ / ₂ C.

zusammen also 1,266,675 R. 49¹/₂ C.

*) Ingenieur-Obrister.

Vergleicht man, was in den beiden Rechenschaftsberichten und im „Gedenkbüchlein“ über die Ermittlungen auf der Libau-Dünaburger Linie gesagt ist, so findet man, daß der Unterschied zwischen den beiden projectirten Linien — von denen die eine über Mitau, die andere über Janischki führt — ein Mal auf 30 und das andere Mal auf 20 Werst angegeben ist, so daß es ungewiß bleibt, welche Ziffer denn die richtige und bei den Anschlägen zur Basis genommen ist. Ebenso ist nach dem „Gedenkbüchlein“ mit dem Kaufmann Michael Tron ein Contract über einen Begebau zwischen Attaman und Dika für eine Strecke von 146 Werst (zu 19,000 Rbl. für die Werst) abgeschlossen worden; der Rechenschaftsbericht von 1858 giebt dagegen diese Strecke auf 120 Werst an und habe das betreffende Project bereits die Bestätigung der Regierung erhalten. Wo sind denn aber die übrigen 26 Werst geblieben? Sie machen eine kleine Differenz von 494,000 R. aus, welche aus der Tasche der Actionäre bezahlt werden muß, man weiß eben nur nicht an wen und warum? Ebensovienig ist mit Bestimmtheit zu ersehen, wer denn die Ermittlungen auf den verschiedenen Linien angestellt. So heißt es im „Gedenkbüchlein“: auf der Libau-Dünaburger Linie seien dieselben vom Vice-Director Bresson vorgenommen und würden die Projecte bereits im technischen Comité revidirt; unmittelbar darauf aber wird gesagt, daß auf dieser Linie die Ermittlungen im öffentlichen Ausbot vergeben seien, an die Herren Meßtraß, Masson u. a. Endlich giebt der Rechenschaftsbericht für 1858 die Notiz, daß diese Ermittlungen noch fortgesetzt würden. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind also auch auf dieser Linie diese Arbeiten zwei Mal vorgenommen worden; denn im Ausbot ist die Werst für 350 R. vergeben worden, was für 362 Werst 126,700 R. ausmacht, in den Ausgabe-Rechnungen figurirt aber die Libau-Dünaburger Linie mit 209,959 R. 78 C. für Gagen, Abstellungen und Projecte.

Im Rechenschaftsberichte von 1858 heißt es: „Die Arbeiten auf der Warschauer Linie, von der Düna ab und auf der Zweigbahn nach der preussischen Grenze, konnten im letzten Jahre nicht in bedeutendem Umfange aufgenommen werden. Sie beschränkten sich auf die Ausschüttung und Abtragung von 230,500 Kubikfaden Erde.“ Im Rechenschaftsbericht von 1857 dagegen hieß es: „Bei der Uebernahme dieser Linie (Petersburg-Warschau) Seitens der Gesellschaft waren 42 Werst, von Petersburg bis Gatschina, bereits eröffnet; von Gatschina bis Luga waren die Erdarbeiten und Brückenbauten fertig; hinter Luga waren die Arbeiten an mehreren

Stellen in Angriff genommen, namentlich zwischen Luga und Pskow, Bjalostok und Warschau die Erdarbeiten wesentlich gefördert.“ Vergleicht man diese Stellen beider Berichte mit einander und mit den Ausgabe-Rechnungen, so findet man: 1) daß diese Arbeiten, „die nicht in bedeutendem Umfange aufgenommen werden konnten“, dennoch 5,712,586 R. 48 $\frac{3}{4}$ C. gekostet haben, und 2) daß zur preussischen Grenze hin Arbeiten nur im Betrage von 20,000 R. vorgenommen worden d. h. daß hier fast nichts geschehen ist.

Dies Letztere läßt es uns denn auch höchst zweifelhaft erscheinen, ob, wie der Bericht versichert, wir hoffen dürfen, daß diese Strecke oder einzelne Theile derselben im Jahre 1860 werden eröffnet werden können. Hier unsere Gründe:

1) Die definitiven Projecte dieser Linie sind von der Regierung erst am 28. Februar 1859 bestätigt worden. Es ist also absolut unmöglich, innerhalb Jahresfrist eine Strecke von 161 Werst, die Stationsgebäude u. s. w. zu bauen.

2) Die dazu erforderlichen Schienen müssen während der Schifffahrt des Jahres 1859 in unseren Häfen anlangen, um sie im folgenden Winter theils auf Schlitten und theils im Beginne des Jahres 1860 auf dem Wasserwege nach ihren Bestimmungsorten transportiren zu können; auch dazu ist keine hinreichende Zeit vorhanden, selbst wenn der Bahnkörper im Uebrigen fertig wäre.

3) Die Vergebung der Passagier-Waggons im öffentlichen Ausbot, welche für die Strecke zwischen Kowno und der preussischen Grenze erforderlich sind, war in der Mitte des Jahres 1859 noch nicht erfolgt. Obgleich, wie der Rechenschaftsbericht sagt, nach einem neuabgeschlossenen Contracte 10 Waaren-Waggons im Frühjahr 1860 in Kowno eintreffen werden, um die Strecke von dort bis zur preussischen Grenze zu befahren, so giebt uns dies doch noch wenig Zuversicht auf die Eröffnung der Bahn am Schlusse des Jahres 1860, da es an Beispielen für die Unzuverlässigkeit der Verwaltung nicht mangelt. . . .

Dieser Zweifel ist nicht allein von uns ausgesprochen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er auch die Veranlassung zu den Beschwerden, welche man zu Ende 1858 in mehreren preussischen Zeitungen lesen konnte, indem die Strecke von Königsberg bis Gndtkuhnen zu Anfang 1860 eröffnet werden sollte, die Nichtbeendigung der Eisenbahn bis Werzhbólowo von russischer Seite aber nothwendig die preussische Bahn beeinträchtigen mußte.

Während Preußen mit seinem Bahnbau vorwärts schritt, stellte die Central-Verwaltung der russischen Eisenbahnen ganz eigenthümliche Untersuchungen über den Bau des Stationsgebäudes an der preussischen Grenze „zur Vermittelung des internationalen Verkehrs“ und zum Behuf des Zolldienstes an und beschäftigte sich damit, das im westlichen Europa übliche System des Baues der Waggons den Erfordernissen unseres Klimas anzupassen. Alle diese Versuche, Untersuchungen und Erwägungen verzögerten den Abschluß der Contracte für die Passagier-Waggons auf der Strecke nach der preussischen Grenze, was uns auf den Gedanken bringt, daß die Herren Directoren, Vice-Directoren, Inspectoren, Ingenieure, Mechaniker, Techniker u. s. w. sich getrost zu ihrer genaueren Instruction die Nikolai-Eisenbahn hätten betrachten können, wo alle durch das Klima bedingten Vorkehrungen zum Schutze des menschlichen Organismus vollständig und auf das vortrefflichste getroffen sind. Wenn die Central-Verwaltung der russischen Eisenbahnen nur annähernd die musterhafte Ordnung und Einrichtung dieser Bahn erreicht, so wird das russische Publikum alle Ursache zur Dankbarkeit haben; das sind aber leider *pia desideria* bei der jetzigen Verwaltung.

Den Schluß dieses zweiten fliegenden Blattes bildet eine schneidende Kritik des Ankaufs einer Maschinenfabrik und Eisengießerei für die Summe von 2574,071 R. 31 E., wodurch die Central-Verwaltung abermals ein großes Capital völlig nutzlos verschwendet habe; und gleicher Tadel trifft den Ankauf eines Hauses für die Central-Verwaltung, wofür 250,000 R. gezahlt worden, ohne daß es trotz vielfacher Bauten und Umbauten seinem Zwecke zu entsprechen vermöge.

Das letzte der drei fliegenden Blätter beschäftigt sich zunächst mit der projectirten Libau-Dünaburger Eisenbahn und führt den Nachweis, daß dieses ohne alle Berechnung begommene Unternehmen durchaus keine Zukunft habe.

Soll diese Linie nicht zum beständigen Nachtheil für die Gesellschaft, wie für die Krone gereichen, welche dieselbe mit 5 Proc. garantirt hat, so muß sie jährlich 2,060,500 R. eintragen, angenommen sogar, daß man sie für die garantirte Summe (62,500 R. für die Werst) werde bauen können. Aber auch dies letztere steht, wie wir sehen werden, außerhalb aller Wahrscheinlichkeit.

Die Libau-Dünaburger Bahn und ihre Fortsetzung bis Kursk oder
Baltische Monatschrift. Heft. 5.

Drel bezweckt einerseits, die fruchtbarsten der innern und der westlichen Gouvernements mit dem Meere in Verbindung zu setzen und auf diese Weise einen bequemen und vortheilhaften Absatz ihrer Producte ins Ausland zu vermitteln, andererseits die innere Verbindung aller längs dieser Eisenbahn belegenen Gegenden herzustellen. Denselben Zweck hat auch die Riga-Dünaburger Eisenbahn. Beide Linien beginnen an demselben Punkte und laufen in einer Entfernung von höchstens 30 Werst (?) nebeneinander, ihre Concurrnz ist daher unvermeidlich. Der Handel Rigas wird dadurch nur wenig beeinträchtigt werden; denn der Vorzug des Libauschen Hafens, welcher der Schifffahrt einige Wochen länger offen steht als der Rigas, ist nicht von der Bedeutung, daß er auf den natürlichen, seit Jahrhunderten aus mehreren Theilen Rußlands nach Riga gerichteten Handelsweg influiren könnte; nur der kleine Theil der Exportartikel, die nicht mehr ins Ausland abgefertigt werden können oder der Importwaaren, die sehr frühe im Jahr aus dem Auslande anlangen, wird von diesen wenigen weiter nicht ins Gewicht fallenden Wochen Vortheil ziehen.

Sollen beide Linien rentiren, so wäre es also vernünftiger, eine Bahn von Libau über Mitau nach Riga zu bauen und die Linie Dünaburg-Mitau gänzlich fallen zu lassen; unter den gegenwärtigen Verhältnissen reicht die eine Linie von Dünaburg über Riga und Mitau nach Libau unzweifelhaft für die Bedürfnisse und den Handel des ganzen westlichen Rußlands völlig aus, wogegen das Bestehen zweier Parallel-Bahnen den Gewinn in zwei sehr ungleiche Theile theilen würde, von denen der bei weitem kleinere der Libau-Dünaburger Linie zufiele, so daß die Kosten der letzteren aller Wahrscheinlichkeit nach durch den Ertrag derselben nicht gedeckt werden würden. Das für diesen Bau bestimmte Capital kann mit unverhältnißmäßig größerem Vortheil für die Gesellschaft wie für das Reich zur Errichtung einer Bahn zwischen Rjasan und Tula verwendet werden, wodurch die Saratowsche Bahn mit der Moskan-Feodossjaschen in Verbindung gesetzt werden würde.

Nicht minder unzweckmäßig ist die ganze Linie von Dünaburg nach Kursk oder Drel. Ueber Witebsk und Mohilew gezogen, liegt sie zu sehr vom Centrum Rußlands ab und kann dessen fruchtbarsten, bevölkertsten und industriellsten Provinzen, den im Osten und in der Mitte belegenen wenig Nutzen bringen. In Rußland kann man nicht nach allen berechtigten Richtungen hin Eisenbahnen leiten, wie wir das in England, Belgien und anderen Ländern sehen; die ungeheuren Entfernungen verbieten das;

auch wären märchenhafte Capitalien dazu erforderlich, die weder Rußland noch die ganze industrielle Welt aufzubringen vermöchte; man muß sich daher auf solche Linien beschränken, welche den Bedürfnissen möglichst vieler Gouvernements und den bestehenden Mittelpunkten des Gewerbefleißes, sowie den natürlichen, nicht den künstlich hervorgerufenen Handelswegen entsprechen. Alle diese Erwägungen führen uns zu dem Schlusse, daß die für das ganze Central- und östliche Rußland vortheilhafteste, kürzeste und um uns so auszudrücken, die mittlere Proportional-Linie einhaltende Richtung die von Dünaburg über Witebsk, Smolensk, Kaluga, Tula nach Rjasan ist, mit den nöthigen Zweigbahnen z. B. von Witebsk nach Mohilew. Diese Linie ist nicht länger als die von Dünaburg nach Orel und weit kürzer als die bis Kursk, sie erfordert daher ein geringeres Anlage-Capital, dessen Differenz wieder zum Bau anderer Bahnen verwendet werden könnte. Solche werden aber, bei den 375,413 □ Meilen Rußlands und seiner Bevölkerung von 67,434,645 Menschen, unschwer zu ermitteln sein.

Die Linie Dünaburg-Rjasan durchschneidet das ganze mittlere Rußland; sie verbindet den Osten — Moskau, Nischni-Nowgorod, Kasan und das ganze übrige nord-östliche Rußland — mit dem Westen; durch die Nishegorodsche und die Moskau-Geodossjische Linie bis Tula und von dort nach Weißrußland wird ein gewaltiger Ländercomplex in Verbindung gebracht; Perm, der Ural und Astrachan treten mit Warschau, Riga und der ganzen westlichen Meeresküste in Communication. Wird dagegen die Bahn auf Orel oder Kursk geführt, so bleiben Moskau, die Gouvernements Bladimir, Nishegorod, Kasan, Simbirsk, Pensa, der nördliche Theil des Tambowschen Gouvernements mit der für den Binnenhandel so wichtigen Stadt Morschansk einige hundert Werst von der westlichen Eisenbahn entfernt. Nur einige Kreise der Gouvernements Orel und Kursk, der Norden des Tschernigowschen und des Mohilewschen Gouvernements vorthailen von ihr; für Witebsk ist diese Richtung aber indifferent, weil dieses Gouvernement gerade an der Grenze liegt und die Eisenbahn es unter allen Umständen durchschneiden muß. Auch Orel und Kursk können hier nicht füglich in Rechnung kommen, weil sie ihre Producte nach dem Süden und nicht nach Westen versenden werden, indem Geodossja und die Häfen des schwarzen Meeres ihnen näher liegen als die der Ostsee, und alle landwirthschaftlichen Producte des südlichen Rußlands, unter denen das Getreide die erste Stelle einnimmt, vorzugsweise den Weg nach dem schwarzen Meere einschlagen werden. Für die Gouvernements Wolhynien und Minzk endlich,

welche in keinem Falle von diesen Eisenbahnlinien berührt werden können, müssen die Absatzorte und Bezugsquellen für den Export und Import, der Lage dieser Gouvernements nach, unverändert die gegenwärtig bestehenden bleiben; auf die Belegung ihrer Industrie und ihren Wohlstand werden aber die St. Petersburger, Warschauer und Riga-Dünaburger Bahn mit ihrer Fortsetzung bis Libau einen weit größeren Einfluß üben, als die westliche Bahn von Dünaburg nach Kurland oder Drel.

Herr St. wendet sich nun wieder den vom „Gedenkbüchlein“ über die Contracte, Arbeiten und Unkosten der Eisenbahn-Gesellschaft gegebenen Notizen zu und weist in 12 Punkten — auf die er sich beschränken will, „wiewol er dieses Sündenregister beliebig fortsetzen könnte“ — deren gänzliche Unzuverlässigkeit nach, von denen wir hier nur einen herausheben wollen.

Im Rechenschaftsbericht für 1858 heißt es bei Darlegung der „finanziellen Verhältnisse“, daß am 31. Decbr. 1858 ein Behalt von 33,596,705 R. 89 $\frac{1}{4}$ C. für 135,035 eingezahlte Actien (von 600,000) und 15,270 ebenfalls voll eingezahlte Obligationen (von 70,000) vorhanden gewesen. Nachdem i. J. 1859 die Mehrzahl der Actien und Obligationen eingezahlt worden (und zwar 272,332 Actien, während auf die Obligationen nur noch ein Rückstand von 308,550 R. verblieben), hätten am 31. Mai 1859 41,530,150 R. zur Disposition der Gesellschaft gestanden, ungerechnet die bei der Reichsrentei niedergelegte Sicherheit von 5 $\frac{1}{2}$ Mill., im Ganzen also 47,030,150 R.; in demselben Rechenschaftsberichte ist aber 2 Seiten weiter gesagt, daß nach den Einzahlungen auf die Actien und Obligationen zum 31. Mai 1859 54,327,658 R. 30 $\frac{1}{4}$ C. im Behalt verblieben seien. Zieht man hiervon das eben erwähnte Unterpfand von 5 $\frac{1}{2}$ Mill. ab, so bleiben 48,827,658 R. 30 $\frac{1}{4}$ C. zur freien Disposition — was denn auch die richtige Summe ist — nicht aber 41,530,150 R. oder 54,327,658 R. 30 $\frac{1}{4}$ C., wie es in dem Rechenschaftsbericht heißt. Das kann denn doch kein Druckfehler sein — meint Herr Staffow.

Nach einem Seitenblick auf das, was im Rechenschaftsbericht über die Rentabilität der zwischen St. Petersburg und Luga eröffneten Strecke der Eisenbahn gesagt ist, wobei sich denn herausstellt, daß die Brutto-Einnahme für die Zeit vom 15. Mai bis 31. Decbr. 87,440 R., die reine Einnahme aber nur 1328 R. 15 C. betragen, und daß die von der Direction für das Jahr 1858 vorausgesagte reine Mehreinnahme von annähernd 100,000 R. sich auf 14,863 R. 86 $\frac{1}{4}$ C. reducirt habe — geht der Verfasser auf die Versprechungen des gegenwärtigen Rechenschaftsbe-

richtes über: „daß die für 600,000 Actien und 70,000 Obligationen eingegangenen 110 Mill. R. „erächtlich“ für die völlige Instandsetzung der Linien Petersburg-Warschau, mit ihrer Zweigbahn zur preussischen Grenze, und Moskau-Nishegorod ausreichen würden, ja daß sogar aus denselben die Kosten der Nivelirung und der Projecte für das ganze Eisenbahnnetz und die Vorarbeiten für die südliche Linie zwischen dem Dnepr und Feodosija bestritten werden könnten“; und ferner: „daß, bei dem regelmäßigen Vorschreiten in den Arbeiten „mit Zuversicht“ gesagt werden könne — „natürlich ohne für Zufälligkeiten einzustehen, welche von einem solchen Unternehmen unzertrennlich sind“ — daß wir, ohne eine weitere Emission von Actien und Obligationen, im Stande sein werden, die Warschau'sche, Kowno'sche und Nishegorod'sche Linie zu bauen und zu eröffnen. Kann dies Ziel, auf das sich alle unsere Anstrengungen richten, erreicht werden, so wird die von der Staatsregierung gewährte Garantie von 5 Proc. sich auf diese Linien, mithin auch auf die bis jetzt auf das Unternehmen verwendeten Capitalien, erstrecken und die Gesellschaft dadurch in die Lage gesetzt sein, mit voller Ueberzeugung eines guten Erfolges und mit Benutzung aller günstigen Umstände zu der zweiten Hälfte ihres Werkes zu schreiten“. Uns scheinen alle diese Berufungen auf „Zufälligkeiten“ nichts als von weitem vorbereitete Ausflüchte; unsere „volle Ueberzeugung“ ist eine ganz andere, nämlich die, daß alle diese Berechnungen und Annahmen der Verwaltung, sei es wegen Veränderung der Umstände, sei es weil die Umstände überhaupt nicht die gemachten Voraussetzungen rechtfertigen, niemals sich verwirklichen werden und daß in dem Rechenschaftsberichte für das laufende Jahr, den die Actionäre im Juni l. J. zu hören bekommen werden, alle dieselben bedingenden Ursachen und zwar in denselben unbestimmten und dunkeln Ausdrücken wie in diesem Jahre, werden vorgebracht werden.

Die Eisenbahn-Verwaltung wird bei ihrer gegenwärtigen Verfahrungsweise nicht im Stande sein, auch nur eine einzige Linie, geschweige denn das ganze russische Eisenbahnnetz, gemäß denjenigen Bedingungen herzustellen, unter welchen die Regierung 5 % garantirt hat. Dies ist nicht eine willkürliche Annahme, sondern das Ergebniß einer genauen und unparteiischen Prüfung der finanziellen Lage der Gesellschaft. Wir haben oben die Schlußworte des Rechenschaftsberichts für 1858 angeführt; vergleichen wir damit die bereits gemachten Ausgaben und die gegenwärtig vorhandenen und noch in Aussicht stehenden Geldmittel, so ergibt sich Folgendes:

1) Die Verwaltung wird, trotz der sehr reichlich erfolgten freiwilligen Actien-Einzahlungen, schon im künftigen Jahre genöthigt sein, den Rest der Einzahlung für sämtliche 600,000 Actien erster Emission zu fordern. Von den am 31. Mai 1859 im Behalt verbliebenen 48,827,658 R. 30 $\frac{1}{4}$ C. sind bereits c. 34 Mill. im laufenden Jahre verausgabt worden, zum 1. Jan. 1860 bleiben also nur 14,827,658 R. 30 $\frac{1}{4}$ C. übrig. Angenommen, daß die Einzahlungen auf die Actien auch im künftigen Jahre in demselben Verhältnisse erfolgen werden, wie im gegenwärtigen, so darf zum 1. Juli 1860 auf eine Einzahlung von 11,375,000 R. auf 130,000 Actien gerechnet werden, woher denn der Gesellschaft zu dieser Zeit nur 26,202,658 R. 30 $\frac{1}{4}$ C. zur Verfügung stehn werden — eine Summe, die augenscheinlich für die Bedürfnisse des Jahres 1860 nicht ausreicht, woher denn zu Anfang oder spätestens im Juli l. J. die Einzahlung sämtlicher noch nicht bezahlten Actien wird gefordert werden müssen.

2) Sollte auch die Verwaltung mit dem Ende des Jahres 1861 die Warschau'sche, Kowno'sche und Nishegorod'sche Linie (in einer Gesamtlänge von 1355 Wersten) für 110 Mill. beenden und eröffnen, so sind für die übrigen 2772 Werst noch 220 Mill., für alle russischen Eisenbahnlinien aber 330 Mill. statt der angenommenen 275 Mill. erforderlich; erwägt man nun, daß für diese 110 Mill. bereits die Strecke von Luga bis Pskow (215 Werst) erbaut und die Nivellements auf der Libau-Dünaburger und Moskau-Geodossjaschen Linie gemacht sind, auch die Gesellschaft der Regierung für die vor 1857 auf der Warschauer Linie ausgeführten Arbeiten 18 Mill. zurückzahlen hat, so betragen die Kosten aller drei Linien 128 Mill. und der übrigen 2772 Werst 220,100,000 R. Die Kosten des ganzen russischen Eisenbahnnetzes erreichen aber dann schon den Betrag von 348,100,000 R.

3) Dies Capital von 220,100,000 R.—vermag weder Rußland noch ganz Europa herzugeben. Auf die Capitalien Europas darf die Eisenbahn-Verwaltung sich keine Hoffnung machen; der gegenwärtige Finanzzustand der Gesellschaft stellt dies außer allen Zweifel.

Herr St. führt nun den Beweis durch Zahlen, daß die bei weitem größte Masse der Actien sich im Inlande befinden müsse, während die auswärtigen Stifter und ersten Erwerber der Actien den hohen Cours derselben an der Petersburger Börse benutzt und sie vortheilhaft verkauft haben, so daß gegenwärtig die russischen Eisenbahnen vorzugsweise mit russischem Gelde gebaut werden müssen.

4) Keine einzige Linie wird für die von der Regierung mit 5 % garantirte Summe hergestellt werden können. Herr St. führt durch genaues Eingehn auf die für die Moskau-Nishegorod'sche Linie (409 Werst) verwandten Ausgaben im Gesamtbetrage von 27,267,406 R. den Beweis, daß die Werst auf 66,424 R. zu stehn gekommen ist. Nach dem § 6 der Verordnung über die russischen Eisenbahnen ist aber auf der Nishegorod'schen Linie die Werst nur für 62,500 R. garantirt und die ganze Strecke für 25,562,500 R.

Mit der oben angegebenen Summe sind indessen die Ausgaben für die Nishegorod'sche Linie noch keinesweges abgeschlossen; Herr St. führt noch eine Reihe von Posten auf, die derselben zur Last fallen und sich nahezu auf 1 Mill. belaufen, wozu denn noch die Differenz zwischen denjenigen Procenten kommt, welche den Actionären zu zahlen sind und welche für das Gesellschafts-Capital eingehn.

Zur Berechnung dessen, in welchem Betrage diese Differenz auf die Nishegorod'sche Linie falle, stellt Herr St. eine eingehende Betrachtung über das Interessen-Conto der Eisenbahn-Gesellschaft an und gelangt zu dem Resultate, daß die Central-Verwaltung auch hier durchaus verkehrte und der Gesellschaft zum Nachtheil gereichende Operationen gemacht habe, namentlich dadurch, daß sie im Jahre 1858 alle bei ausländischen Bankhäusern zur Disposition stehenden Capitalien der Gesellschaft eingezogen habe. Bei den bedeutenden im Auslande zu machenden Zahlungen und dem ungünstigen Wechselcourse erleide die Gesellschaft dadurch eine bedeutende Einbuße. Als die Central-Verwaltung i. J. 1858 den größten Theil ihrer auswärtigen Capitalien nach St. Petersburg überführte, wußte sie sehr wohl, daß sie im folgenden Jahre die umgekehrte Operation werde vornehmen müssen; und wenn es ihr auch nach der einfachsten Berechnung klar sein mußte, daß sie beständig beträchtliche Summen im Auslande zur Bezahlung ihrer Bestellungen liegen haben müsse, um die Einbußen durch schlechte Course, Courtage u. s. w. zu vermeiden; so hat sie sich dennoch von jener Einziehung nicht abhalten lassen. Es sind nur zwei denkbare Motive dafür vorhanden: entweder hatte die Verwaltung kein hinreichendes Vertrauen zu den Bankhäusern, bei welchen ihre Capitalien deponirt waren — wiewol dies kaum anzunehmen ist, da die hauptsächlichsten Debitoren der Gesellschaft, wie der Crédit-mobilier in Paris, Baring in London, Mendelssohn in Berlin, Hope in Amsterdam an den ausländischen Börsen sich eines besseren Credits erfreuen, als die Central-Verwaltung

der großen russischen Eisenbahn-Gesellschaft selbst; oder die Central-Verwaltung wollte, in Berücksichtigung dessen, daß der Wechselcours auf St. Petersburg i. J. 1858 niedriger war als in den vorhergehenden Jahren und in der Voraussetzung, daß er im J. 1859 steigen werde, den Gewinn der Differenz zwischen dem Trassiren und Remittiren machen. Letzteren Falles können wir der Verwaltung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie sich in Börsen-Speculationen eingelassen und das Gesellschafts-Capital unbefugter Weise einem Risiko ausgesetzt hat. Wie aber alle Voraussetzungen, Berechnungen und Hoffnungen der Verwaltung in allen Stücken zu Schanden geworden sind, wie wir oben gesehen haben, so auch hier, und die Gesellschaft hat den Schaden tragen müssen.

In einer weiteren Berechnung weist Herr St. endlich nach, daß der Gesamtbetrag der den Actionären bis zur Beendigung der Warschau'schen Linie nebst der Zweigbahn zur preussischen Grenze und der Nishegorod'schen bis zu Ende des Jahres 1861 zu zahlenden Renten sich auf 13,584,952 R. 17 G. belaufe. Diese Summe auf die 1612 Werste dieser Linien vertheilt, ergebe 8427 R. 38¹⁵/₁₆ G. für die Werst, mithin für die 409 Werst, der Nishegorod'schen Linie 3,446,802 R. 25⁷/₁₆ G. Rechnet man diesen Betrag den früher detaillirten Kosten dieser Bahn hinzu, so steigen die Gesamtkosten derselben auf 30,714,208 R. 25⁷/₁₆ G., die einer jeden Werst aber auf 75,095 R. 88 G., während nach der Verordnung über die russischen Eisenbahnen die Regierung 5 % nur für 62,500 R. auf die Werst und die ganze Linie mit 25,562,500 R. garantirt hat.

Herr St. resumirt schließlich das Ergebnis seiner Untersuchungen in folgenden Sätzen:

1) Es sei absolut unmöglich, den Schlußworten des Rechenschaftsberichts für das Jahr 1858 Glauben zu schenken: „als erstreckte sich die Garantie der 5 % Seitens der Regierung auf die gegenwärtig dem Unternehmen anvertrauten Capitalien und als werde die Gesellschaft in der Lage sein, mit der vollen Ueberzeugung eines guten Erfolges und mit Benutzung aller günstigen Umstände zu der zweiten Hälfte ihres Werkes zu schreiten;

2) es liege außerhalb aller Wahrscheinlichkeit, daß zu Ende des Jahres 1861 1612 Werst der Eisenbahn eröffnet sein werden; es hänge daher

3) das weitere Bestehen der Gesellschaft, nach Einzahlung sämtlicher Actien i. J. 1860, von der Beantwortung folgender Fragen ab: ob Ruß-

land, bei dem gegenwärtigen Zustande seiner Industrie und seines Handels, bei dem Entstehen neuer Actien-Gesellschaften, bei der Emission 5 % Bankbilletts, bei der bevorstehenden Lösung der Bauerfrage und noch vielen andern Umständen — von seinen freien Capitalien noch 220 Mill. für den Eisenbahnbau hergeben könne, und ferner ob — dies sogar vorausgesetzt — die Eisenbahn-Gesellschaft sich gegenwärtig eines solchen Zutrauens erfreue, daß sie hoffen dürfe, es werde ihr ein so gewaltiges Capital anvertraut werden?

Herr Staffow beantwortet beide Fragen mit einem entschiedenen Nein!

Die Werthschätzung der Wissenschaften.

(Aus der bei der Preisvertheilung in Dorpat den 12. December 1859 vom Prof. L. Mercelin gehaltenen Rede).

— **W**em kann er entgangen sein, der herrschende Zug unsrer Zeit, daß sie bei all ihrem Lassen und Thun den Maßstab des realen Nutzens anwendet, daß sie unter den lang aufgespeicherten Schätzen des Wissens und der Erfahrung diejenigen bevorzugt, welche ihr eine unmittelbare Förderung ihrer Interessen versprechen, daß sie diejenigen Lücken ergänzt, welche ihre alltäglichen Bedürfnisse und Zwecke verspüren, kurz daß sie werthschätzt, was sie im nächsten Augenblick wieder verwerthen kann? Sollte es dennoch bedenklich scheinen, den Charakter einer Zeit mit einem Prädicat erschöpfend zu bezeichnen, so bleibt doch so viel unbestritten, daß auch der blinde Optimismus für die Gegenwart den Namen einer idealen nicht wird in Anspruch nehmen dürfen. An dem poetischen Horizonte unseres Jahrhunderts sind die leuchtenden Gestirne erster Größe längst erloschen und ein Gewimmel blasser Asteroiden macht die gewaltige Leere seitdem nur um so merklicher. Oder haben etwa die bildenden Künste eine Auferstehung erlebt bei der sparsamen Pflege und Ermunterung, welche ihnen die Deffentlichkeit angedeihen läßt? Nur die Musik, die stänlichste und subjectivste der Künste, hat sich bei unsrer genußlüchtigen Zeit einzuschmeicheln gewußt, aber über dem selbstgefälligen Aufwande der Technik die Originalität des Schaffens eingebüßt, so daß in allen ihren scheinbaren Erfolgen

der neueste Culturhistoriker nur einen allgemeinen Nothzustand erblickt. Was aber melden die Annalen der Wissenschaft, welche verschieden von dem plötzlichen Aufleuchten der Poesie und Kunst in dem stillen Schaffen und unbemerkten Fortschreiten eine sicherere Dauer und beständigere Blüthe hat? Läßt sich erwarten, daß die Wissenschaft, welche, um die wohlbe- gründeten Ansprüche des Lebens und der Praxis zu befriedigen, mitten in der Gegenwart steht, dieser ihren Charakter der unabhängigen Forschung aufgeprägt hat, daß sie selbst unberührt geblieben ist von dem allgemeinen Ströme der Zeit, oder vielmehr daß auch sie nach dem herrschenden Maß- stabe geschätzt, Eindrücke erfahren hat, welche sie diesem unterworfen haben? Allerdings ist unsere Zeit, welche alle Kräfte ihren Zwecken dienstbar zu machen strebt, nicht von einer solchen Abneigung gegen das geistige Gut erfüllt, daß ihr die diabolische Drohung gälte: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, Des Menschen allerhöchste Kraft,“ — es müssen ihr im Gegentheil um den Umfang des Wissens manche Verdienste zugestanden werden. Die eifrige Durchforschung fremder Welttheile durch kühne Rei- sende und Missionaire hat, wenn auch nicht immer von wissenschaftlichen Motiven geleitet, doch das Gebiet der Erfahrung ungemein bereichert und dadurch nicht bloß den Wissenschaften, welche sich die Kenntniß der mate- riellen Erscheinung angelegen sein lassen, sondern auch den Geisteswissen- schaften neue Stoffe zugeführt. Menschliche Thätigkeiten, welche früher einer kastenmäßigen Tradition und Empirie überlassen waren, haben eine der Wissenschaft analoge Pflege erhalten, und es ist damit auch den be- stehenden Wissenschaften ein neuer Wirkungskreis eröffnet worden. Die Handelsakademien und Institute für Landwirthschaft und Thierpflege, die polytechnischen und Gewerbeschulen sprechen laut für das Bedürfniß, auch die rein praktischen Lebensstellungen aus dem bisherigen handwerksmäßigen Betriebe zu erlösen und der Fortschritte theilhaft zu machen, welche auf den theoretischen Gebieten gewonnen sind. Und hängt nicht die Vermeh- rung der herkömmlichen Facultäten um eine staatswissenschaftliche auch mit der Einsicht zusammen, daß der Staat selbst, als das höchste Kunstwerk der menschlichen Gesellschaft, eines selbständigen Studiums würdig und bedürftig sei? — Aber sind alle diese neuen Triebe an dem großen Baume menschlicher Erkenntniß auch eben so viele Zeichen, daß sie aus einer ge- meinsamen Wurzel, dem edlen Streben nach Wahrheit stammen, oder sind sie nicht mehr der Ausdruck praktischer Zwecke und Bedürfnisse, liegen ihnen nicht oft sehr richtige Berechnungen, aber gar keine idealen Gesichts-

puncte zu Grunde? Und endlich die Universitäten, welche die Gesamtheit des menschlichen Wissens zu vertreten haben, erfreuen sie sich etwa einer gleichen Schätzung ihrer organischen Bestandtheile, oder haben sie sich nicht seit lange die Unterscheidung von Brodwissenschaften von dem Principe des alltäglichen Nutzens gefallen lassen müssen? und fehlt es etwa an Stimmen, welche sie am liebsten ganz beseitigen möchten, um sie entweder in lauter Specialschulen zu verwandeln, oder aber um den vermeintlichen Ballast vorbereitender und unterstützender Wissenszweige über Bord zu werfen und die Last des Wissens auf den nothdürftigsten Apparat einzuschränken, damit das federleichte Schiff unaufhaltsam in den Hafen der Praxis, des Amtes und Erwerbes einlaufe? — Also weder eine Hochachtung der Wissenschaft um ihrer selbst willen, noch eine Gleichstellung der einzelnen Wissenschaften ist das Resultat der eben angestellten Betrachtung für unsere Zeit. Damit soll diese nicht verurtheilt sein, denn wer eine Strecke der Culturgeschichte übersteht; weiß auch, daß vom Gesichtspuncte des Lebens und der jedesmaligen Gegenwart aus betrachtet das Gebiet der Wissenschaft wie jedes andere den Schwankungen des Bedürfnisses, des Geschmacks, der Geistesrichtungen überhaupt unterliegt, und es ist darum weder an der Zeit noch an den Wissenschaften zu verzweifeln, denn gerade in jenem Wechsel liegt auch der Trost, daß vielleicht nach einem bestimmten Gesetze eine entgegengesetzte Geistesströmung die begünstigten Wissenschaften mit anderen vertauscht und diejenigen wieder zu Ehren bringt, welche sich zurückgesetzt oder gar verfolgt sehen. Nur wird diese partielle Bevorzugung und einseitige Anerkennung der dem Zeitgeschmacke zusagenden geistigen Nahrungsmittel weder eine gerechte Würdigung der Wissenschaft überhaupt entstehen lassen, noch den Wissenschaften selbst zu wahren Vortheil gereichen, und die Tendenzen, von denen das Gemeingefühl einer Zeit beseelt ist, werden dem entsprechende und also sehr verschiedenartige Wirkungen hinterlassen in den Mitteln, deren sich diese zu ihren Zwecken bedient. Nichts desto weniger ist jeder Wissenschaft zu gönnen daß sie die Gunst der Zeit genießt; wie eine Pflanze im Sonnenscheine wird sie in dieser Wechselwirkung mit dem Zeitgeiste sich entwickeln, die entgegenkommenden Elemente zur Reife bringen und unter den mannigfaltigsten Anregungen und Unterstützungen, unter dem Zuflusse der erwünschtesten Kräfte und Stoffe einen Reichthum an Erfahrungen und Ergebnissen sammeln, welche ihr die eifrigste Vertiefung in ihre eigenen Schachte entweder gar nicht oder viel dürftiger und langsamer gewährt

hätte. Abgesehen von den äußeren Ehren und Vortheilen, welche ihren Trägern zufallen und die Zahl und Thätigkeit dieser vermehren helfen, wird die mit den Interessen der Gegenwart verbündete Wissenschaft auch als solche einen Aufschwung nehmen, über den jeder wahre Freund geistiger Cultur nur aufrichtige Freude empfinden kann, indem er wenn auch nicht auf dem eigenen Gebiet ein reges geistiges Leben erblickt, das die Anforderungen eines Zeitalters zu befriedigen vermag und für seine Leistungen im Dienste der Menschheit das Vertrauen und die Anerkennung dieser wenn auch auf Kosten anderer Wissenszweige genießt. Und selbst diejenigen Wissenschaften, deren Ziel und Richtung nicht mit dem herrschenden Geiste zusammenfällt, werden aus der geringeren Werthschätzung, die sie anderen gegenüber sich gefallen lassen müssen, Nutzen ziehen für ihre eigne Entwicklung, denn auch Druck und Entbehrung gehören zu den Schickungen, welche die Kräfte stärken und mehren. Aus dem Gegensatz zu den Ansprüchen der Gegenwart, denen sie nicht genügten, wird ihnen das Wahre und Berechtigte, das gleichwohl in diesen liegt, zu erkennen gelingen und damit auch der Antrieb entstehen, sich dieses anzueignen, Lücken zu füllen, Fehler zu vermeiden und Uebertreibungen zu mäßigen, durch welche sie die Gunst des Lebens, das sie vielleicht selbst einst beherrschten, verscherzt haben.

Aber größer als die Vortheile, welche den Wissenschaften direct und indirect aus dieser von außen her gegebenen Werthstellung entspringen, scheinen die Gefahren zu sein, welche aus der Anwendung eines solchen willkürlichen und einseitigen Maßstabes ihnen drohen und zwar in doppelter Beziehung, in wissenschaftlicher und in sittlicher. — Die Wissenschaften bilden einen Organismus, d. h. wie verschieden ihre Objecte sein mögen, wie sehr ihre Methoden und Ziele auseinander liegen, sie alle sind integrirende Glieder eines Ganzen, das in den Grundideen des Wahren, Guten und Schönen sein ideales Band hat und damit der Harmonie des Geistes entspricht. Darum müssen in einer jeden von ihnen Elemente liegen, welche sie mit allen andern verbinden, und die gleichmäßige Entwicklung dieser Keime wird erst diejenige Form und Richtung begründen, welche der Würde und dem Begriff der Wissenschaftlichkeit entspricht. Die herrschende Richtung einer Zeit aber ist vorwiegend eine, denn sie entspringt eben aus dem zeitweiligen Siege der einen oder anderen Macht über die gährenden Conflictte, sie ist also entweder kirchlich oder irreligiös, entweder materiell oder ideal, entweder kriegerisch oder friedlich, reformatorisch

oder conservativ, und diesen ihren Charakter theilt sie auch den Wissenschaften mit, welche sie in Dienst nimmt, oder sie verbündet sich nur mit solchen, die ihrem Wesen entgegenkommen. Eben deshalb aber entwickelt sie dieselben auch nur in einer Richtung auf Kosten aller anderen, es ist nur der eine oder andere Factor, welchen der Zeitgeschmack ausschließlich in Anspruch nimmt, und indem die Vertreter einer Wissenschaft den jedesmaligen Anforderungen der Gegenwart und nicht den Gesamtanlagen ihrer Wissenschaft nachzukommen beflissen sind, werden sie zwar zu einseitiger Virtuosität gelangen, aber sie werden in demselben Maße auch die harmonische Entwicklung aufgeben, sie werden aus der gegliederten Gemeinschaft mit anderen Gebieten immer mehr heraustreten, sich isoliren und wohl schroffe Gegensätze zu denjenigen Wissenschaften bilden, welche nicht dem Zuge der Zeit folgen. Und nicht blos Einseitigkeit und Vereinzelung sind die Frucht einer unbedingten Unterwerfung unter das herrschende Urtheil des Zeitgeistes. Das Leben will nicht die Theorie und die formale Objectivität, das Leben will die Anwendung des Wissens auf seine Sphäre. Die Sphäre des Lebens aber ist die Routine und das Handwerk, oder, wenns hoch kommt, die Kunst. Aber ob auch das Können des Wissens beste Frucht ist, die Frucht kommt nicht zur Reife, wenn nicht der Stamm gesund ist und in dem rechten Boden wurzelt, wenn ihm nicht aus diesem die Nahrungskräfte zufließen. Die Wissenschaft, aus dem organischen Verbaude mit ihrer eigentlichen Heimath gerissen, wird gerade des geistigen Funkens verlustig gehen, den kein Reichthum der Stoffe und kein Wechsel der Erfahrung zu ersetzen vermag, sie wird in den nie ruhenden Ansprüchen des Lebens aufgehend nicht blos einseitig und vereinzelt dastehen, sondern auch gegenüber ihren höheren Aufgaben sich veräußerlichen und verflachen. — Andererseits aber gefährdet die exklusive und datum schrankenlose Werthschätzung der Zeit auch die von der Wissenschaft unzertrennliche Sittlichkeit. Denn kein Beruf mehr als der wissenschaftliche, der in der steten Verwirklichung der Wahrheit besteht, bedarf der sittlichen Weihe, die die menschliche Thätigkeit von dem Einflusse äußerlicher Rücksichten und Maßstäbe frei macht, keinen entwürdigt und verunstaltet mehr eine Abweichung und Untreue gegen diese über dem Geist und Leben thronende Idee, so daß das Unwissenschaftliche mit dem Unstittlichen zusammenfällt. Die Wahrheit ist das ewige Postulat der Wissenschaft, vor welchem der endliche Menscheng Geist seiner Schranken sich bewußt wird; die volle Wahrheit kann darum in keiner einzelnen Wissenschaft, geschweige denn in

einer partiellen Richtung derselben je ganz enthalten sein. Die Ansprüche aber, welche das Leben an die eine oder andere Wissenschaft stellt, sind ungemessen, in diesen glaubt es die ganze Wahrheit zu besitzen, welche alle Bedürfnisse der Zeit befriedigen, alle ihre Schäden heilen, alle Abnungen erfüllen könne. Ist es ein Wunder, wenn eine Wissenschaft, von ihrem sittlichen Grunde abweichend, sich überredet und versucht, solche Erwartungen zu befriedigen, wenn sie, weil die Stimme der Masse sie höher stellt als andere, sich auch wirklich für besser hält als diese? wenn sie ihre größere Zeitgemäßheit auch zum Maßstabe der größeren Wissenschaftlichkeit macht und nicht zufrieden mit der Gunst des Augenblicks auch die Zukunft schon als ihr Eigenthum in Anspruch nimmt? Solche Selbstsucht und Vermessenheit, wie sie ein deutliches Zeichen davon ist, daß der Begriff der Wahrheit abhanden gekommen und an seine Stelle die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht getreten sind, so ist sie eben hervorgerufen und begünstigt durch eine falsche und unwahre Beurtheilung der wissenschaftlichen Kräfte und Ergebnisse: es hat die Ueberhöhung die Ueberhebung zur Folge gehabt.

Zwar nicht ungeehrt, aber unvollkommen gewürdigt wendet sich die Wissenschaft von dem Richterstuhl der Tagesmeinung ab. Außere Ehre kann kein entsprechender Lohn sein für die Erträgnisse geistiger Arbeit; die nahen und greifbaren Ziele zu erreichen, nach denen das gewöhnliche Treiben jagt, kann der Wissenschaft, deren Beruf ein ewiger ist, deren Gesichtskreis so weit reicht als das Weltall selbst, nicht die höchste Aufgabe sein. Es muß einen andern Maßstab für ihre Beurtheilung geben, einen genügenderen Werthmesser ihrer Leistungen, ihre gerechte Würdigung und Schätzung kann nicht bloß von dem höheren oder geringeren Grade ihrer praktischen Erfolge, ihrer Anwendung auf die jedesmaligen Tagesinteressen abhängig sein. Recht verstanden und gewürdigt wird man nur von seines Gleichen, je weiter und mannigfaltiger der Kreis, desto oberflächlicher und allgemeiner sein Urtheil. So hat auch die Wissenschaft die Quelle ihrer wahren Anerkennung daheim, in ihrem eigenen Schooße: nur ein wissenschaftliches Forum ist ihr ebenbürtig. Aber wie soll dieses zusammengesetzt sein und wie soll die Sentenz zu Stande kommen? Soll es Eine Wissenschaft geben, eine Gesamtwissenschaft, die in sich die Resultate aller aufnehme und die höchste Ehre der zuerkenne, welche am meisten zu ihr beigetragen, welche sich um die geistige Cultur am meisten verdient gemacht? Eine solche allgemeine Wissenschaft giebt es nicht und kann es nicht geben,

weil kein geistiges Organ universell genug ist, um die Summe alles Wissens zu concentriren. Wollte man ihre Stelle durch die Culturgeschichte ersetzen, welche nicht bloß die Resultate der Wissenschaften, sondern der menschlichen Entwicklung überhaupt verzeichnet, so hätte man zwar ein noch umfangreicheres Gehäufte, aber wer bestimmte wiederum, was eine jede Wissenschaft zu dieser an Zahl und Werth beigesteuert? Dazu widerspricht eine solche geistige Suprematie der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit wissenschaftlicher Thätigkeit, welche keine andere Macht über sich anerkennt, als die Gesetze des Denkens. Oder sollen alle Wissenschaften sich vollkommen gleichgestellt werden, um jeden Wettstreit und jede Eifersucht für immer abzuschneiden, wo wäre wiederum der dictatorische Mund, der diese Sagung zur Nothwendigkeit machte, und wäre eine abstracte Gleichheit nicht ebenso das Grab der Freiheit und Entwicklung? Also für die Abschätzung der Wissenschaften giebt es kein höchstes Tribunal und kein inappellables Machtwort, überhaupt keine constante Formel, weil es sich hier nicht um abstracte Begriffe, sondern um geistige Organismen handelt, die ihrer freien Selbstbestimmung folgen. Sondern — das Verhältniß der Wissenschaften zu einander ist der Ausdruck ihrer gegenseitigen Werthschätzung. Der thatsächliche Bestand dieses Verhältnisses aber und seine ideale Gestaltung sind ebenso wenig congruent, als Gegenwart und Zukunft, als Theorie und Praxis, die wahre Werthbestimmung vollzieht sich nie absolut, sondern nur approximativ. Nichts desto weniger sind die ethischen Grundlagen, auf denen dieses Verhältniß zu ruhen hat, in dem Wesen des Gegenstandes selbst gegeben und ihre Wirkung tritt überall ein, wo eine naturgemäße Entwicklung das ursprüngliche Bewußtsein nicht getrübt und verleitet hat. Wenn die gemeinsame Idee der Wissenschaft in allen ihren einzelnen Sprossen und Zweigen gleich als in Gliedern Eines großen Körpers lebendig ist, dann wird auch der geringste unter ihnen durch seine Theilnahme an dem Organismus einen Werth und eine Bedeutung erhalten, die das Bestehen aller übrigen und des Ganzen ebenso abhängig von ihm macht, wie er es selbst von jenem ist, dann wird jede einzelne Wissenschaft als solche bei der Schätzung und Anerkennung aller übrigen sich ebenso betheiligte fühlen, wie bei ihrer eigenen. Wie es in dem politischen System für den einzelnen Staat kein besseres Mittel giebt, die eigene Unabhängigkeit zu wahren, als in der Anerkennung und dem Schutze fremder, so kommt auch in dem wissenschaftlichen Verbande, der nicht erst auf einem Uebereinkommen und Vertrage beruht, die würdige Existenz des

Ganzen und die geachtete Stellung seiner Theile nur durch eine freiwillige Anerkennung des gegenseitigen Werthes zu Stande. Die richtige Werthschätzung, welche die Wissenschaft ihrerseits vom Leben verlangt und in demselben vermisst, muß durch ihr Verhalten im eigenen Gebiete normirt sein. Wie aber soll dieses, so zu sagen internationale Verhältniß der Wissenschaften unter einander geartet sein, und welchen Ausdruck soll die postulierte Werthschätzung haben, um jener isopolitischen Idee und damit der Würde der Wissenschaft zu entsprechen? — Es ist von selbst klar, weder ein feindliches und gegensätzliches kann es sein, noch auch ein beziehungslos neutrales, ja es muß behauptet werden, daß dieses letztere zugleich das feindseligste ist und die größte Verletzung der Achtung in sich schließt, die sich nicht in möglichster Entfernung, sondern in der innigsten Berührung aussprechen soll. Wie das vollkommene Einsiedlerleben einer Wissenschaft die größte Verirrung wäre über das Wesen und Ziel des Wissens überhaupt, so schloße es auch die größte Mißachtung aller übrigen ein, denn was thäte eine solche anders, als sich die eigenen Lebensadern unterbinden, die sie mit dem gemeinschaftlichen Organismus verknüpfen sollen und durch welche andere Verblendung könnte sie zu diesem Selbstmorde hingetrieben werden, als daß sie alle fremden Einflüsse für werthlos und schädlich, oder ihre eigene Lebenskraft für genügend hielte, die des Ganzen zu erzeugen? Von einer solchen Wissenschaft, wäre sie möglich, gilt jedenfalls dasselbe, was Aristoteles von dem Menschen urtheilt, der keines anderen bedarf: entweder ein Gott oder ein Thier! — Darum viel besser, die Wissenschaften verkehren mit einander in offener Feindseligkeit und wäre es ein bellum omnium contra omnes, denn so wenig dieser Zustand dem harmonischen Gleichgewicht entspricht als dem idealen Verhalten des wissenschaftlichen Körpers in seinen Theilen, democh ist derselbe ein größerer Fortschritt zur Erreichung jenes Ideals als die starre Abgeschlossenheit. Denn im ehrlichen Kampf werden nicht nur auf beiden Seiten die Schwächen bloßgelegt, sondern auch durch die Anspannung der Kräfte verborgene Vorzüge aufgedeckt und nach dem Kampfe giebt es eine Versöhnung. Denn die Form für den wissenschaftlichen Krieg ist die Kritik, deren scharfes Schwert, wenn es die Principien trifft, leicht den Aufbau von Jahrhunderten zerstört, aber auch die Fesseln sprengt, welche die Wissenschaften gefangen gehalten und einander entfremdet haben, und ihnen mit der Freiheit den Frieden zurückgiebt. Ich sprach vom ehrlichen Kampfe. Leider aber liegt zwischen der offenen Feindschaft und der brüderlichen Eintracht

noch ein Drittes, ein Verhältniß, in dem an die Stelle der Anerkennung und des Vertrauens eine ängstliche Scheu getreten ist, die im Bewußtsein der eigenen Schwäche vor dem Kampfe Frieden schließt und eine erheuchelte Achtung zur Schau trägt, während sie im Herzen voll bitterer Abneigung ist, oder sich die fremden Waffen nur aneignet, um sie gegen die Träger selbst zu kehren. Solches geschieht, wenn eine Wissenschaft die andere nur so weit anerkennt und zuläßt, als sie ihre Resultate stützt und bestätigt, dem vollen Lichte aber und der rücksichtslosen Wahrheitsforschung sich verschließt, ein Standpunkt, der nicht selten der Philosophie und Mathematik gegenüber beobachtet wird, denen im wissenschaftlichen Organismus dieselbe Stelle angewiesen ist, welche das Gewissen im psychischen einnimmt.

Doch ich verlasse das unerfreuliche Bild der Zwietracht der Wissenschaften, um bei dem einträchtigen Bernehmen derselben zu verweilen, in welchem sich ihre gegenseitige Achtung am vollkommensten Kund giebt. Denn wie viel auch zur Vollendung eines solchen noch fehlen mag, es muß trotz aller Schwankungen als ein von jeher thatsächlich bestehendes anerkannt werden. Zwei Bewegungen sind es, welche in unserer Zeit das große Feld der wissenschaftlichen Thätigkeit beherrschen. Der fortschreitende Ausbau der einzelnen Disciplinen ruft einen Reichthum besonderer Richtungen hervor, und diese Vertiefung droht allerdings eine Zersplitterung herbeizuführen, der die schroffe Isolirung folgen würde. Aber dieser Ausbau im Einzelnen, der consequent auch die Ausläufer und Verzweigungen in andern Wissenschaften verfolgen muß, führt immer mehr Berührungen der Nachbargebiete herbei, und so hat jene Zersplitterung an der Vereinigung des scheinbar Entlegenen ein heilsames Gegengewicht. Mag darum auch die Hoffnung immer geringer werden, universelle Geister erstehen zu sehen, so ist desto mehr die Erwartung gerechtfertigt, daß durch die Combination des innerlich Verwandten und Zusammengehörigen, wenn auch durch Namen und System Getrennten, noch eine reiche Ernte neuer Erweiterungen gewonnen werde. Andererseits ist es aber auch gewiß, daß in dieser Beziehung noch viel zu thun übrig bleibt. Die Mittel des Verkehrs der Personen und Geister scheinen noch nicht der Ausbreitung der Wissenschaft zu entsprechen, die täglich wächst und das allgemeinste Band zwischen der gebildeten Menschheit stiftet, die durch Nationalität, Sprache und Confession mehr geschieden als geeinigt wird. Denn der Buchhandel, die Zeitschriften und Gelehrtencongresse sind noch nicht im Stande, die sich immer wiederholende Erscheinung zu vereiteln, daß gesucht wird, was be-

reits gefunden ist, zu verhindern, nicht, daß dasselbe Problem gleichzeitig von vielen neben einander, sondern von mehreren nach einander gelöst wird, kurz es fehlt noch immer an derjenigen Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, welche sich mit der individuellen Freiheit verträgt und der überwältigenden Masse des Neuen und Alten allein die Wage zu halten vermag. Und wenn dies schon auf dem Gebiete jeder einzelnen Wissenschaft die tägliche Erfahrung lehrt, wie viel muß bereits veräümt sein und noch ungethan zwischen verschiedenen Wissenszweigen, wie viel ungehobene Schätze müssen noch ruhen, wie viel befruchtende Berührungen noch schlummern, welche die Folge einer gegenseitigen Annäherung sein würden! Die Werthschätzung einer Wissenschaft durch die andere wächst in dem Maße, als sich beide hilfreich und förderlich sind, aber ohne die allgemeine Voraussetzung eines Werthes kann kein Zusammentreffen und Verkehr zu Stande kommen.

Wie viel oder wie wenig jede einzelne Wissenschaft anderen verdankt, das zu ermitteln und zu bekennen muß ich den speciellen Vertretern einer jeden überlassen oder denen, welche auf einem universelleren Standpunkte stehen; ich bin darauf beschränkt beispielsweise von meiner eigenen zu reden und glaube dies im Zusammenhange unserer Betrachtung um so mehr zu dürfen, als derselben nicht weniger denn anderen begegnet ist, überschätzt und unterschätzt zu werden. Nur fürchten Sie deshalb nicht, daß ich der Philologie eine Lobrede halten werde, als der Wissenschaft der Wissenschaften, denn dieser Standpunkt einseitiger Begeisterung, den ich dem Jünger jeder Wissenschaft von ganzem Herzen gönne, würde sich mit meiner Stellung an diesem Ort und meinen heutigen Worten am wenigsten vertragen; erwarten Sie aber ebensowenig, daß ich meine Wissenschaft vertheidigen werde gegen abschätzigte Urtheile und stammten sie von den größten Geistern, wie wenn Göthe in den Briefen an Zelter sie ein Handwerk nennt und zwar das Handwerk zu emendiren, ein Wort, das nur einen Theil der Philologie berührt und dann von jeder Wissenschaft gilt, die des wissenschaftlichen Grundes, in dem sie wurzelt, vergißt und ihr organisches Leben mit dem Mechanismus äußerlicher Berrichtung vertauscht. Sondern ich komme vielmehr um im Namen der Philologie den Dank auszusprechen, welchen sie den Wissenschaften schuldet, in deren Gebiet sie trotz der Selbständigkeit ihrer Aufgabe ihre Wurzeln treibt, und damit ihrerseits die Achtung gegen jene an den Tag zu legen, welche ich von allen Wissenschaften für alle als ein Postulat bezeichnet habe. — Daß unter den Geisteswissenschaften die historischen und philosophischen, mit welchen die Philologie blutsverwandt

ist, auf ihren Dank seit altersher den ersten Anspruch haben, ist zu bekannt, als daß es hier der Erörterung bedürfte und in dem fortdauernden Verkehr dieser mit einander verzweigten Wissenschaften ist auch die sichere Bürgschaft ihrer gegenseitigen Werthschätzung gegeben. Aber da in der endlichen Welt Geist und Materie sich durchdringen, der Menscheng Geist durch die Materie gebunden und von ihr abhängig ist, können auch die specifisch idealen Disciplinen der Unterstützung der Naturwissenschaften nicht entzogen werden. Die Sprache, welche die Philologie als die natürlichste Aeußerung des Menschengestes pflegt, hat neben ihrem geistigen auch ein naturwissenschaftliches, materielles Element in den von körperlichen Organen hervorgerufenen Lauten, und die neuere Behandlung auch der alten Sprachen weiß es wohl zu schätzen, daß manche Lösung ihrer Probleme erst von der Physiologie der Sprachorgane ausgegangen ist. Aber nicht bloß auf die Form der Sprache wirkt die materielle Natur des Menschen ein, auch die psychologische Form der Vorstellungen, die den Sprachformen zu Grunde liegen, sind nicht ein reines Erzeugniß des Geistes, sondern von der natürlichen Umgebung der Völker abhängig, welche, nachdem diese längst verschollen sind, von der physischen Geographie ermittelt werden. Und daß die religiösen Vorstellungen des classischen Alterthums beeinflusst wurden von der Naturumgebung, ist so sehr anerkannt, daß sich daher der Name der Naturreligion für ein gewisses Stadium der classischen Mythologie festgesetzt hat, ja daß wohl mit diesem Worte das Wesen der heidnischen Religion überhaupt bezeichnet wird. Noch unmittelbarer aber sind die Berührungen mit den experimentirenden Disciplinen, wo es sich um die Beschaffenheit materieller Ueberbleibsel aus dem Alterthum handelt. Die alten Münzen sind von der Philologie als ein Zeugniß für Handel und Verkehr, für historische Ereignisse und Personen, als ein unmittelbares Kunstzeugniß des Alterthums stets beachtet worden. Unserer Zeit blieb es vorbehalten, aus großen Münzfunden Flut und Ebbe in der Staatscasse zu erkennen und aus dem Bestand der Cassen in die Geheimnisse der finanziellen Administration zu blicken und darin die Triebfedern politischer Ereignisse zu ermitteln. Dazu halfen die Typen und Legendes wenig, sondern genaue Wägungen und chemische Analysen der Legirung. — Was scheint weiter auseinander zu liegen als Vasenkunde und Ehrenberg'sche Infusorien? Und doch bieten diese letzteren mit ihren selbst im gebrannten Thon erhaltenen Rieselschalen ein unverächtliches Mittel, die streitige Frage nach der Herkunft jener massenhaften Ueberreste des Alterthums zu bestimmen. Freilich

waren es nicht die Chemiker, sondern die Archäologen, welche die Billon-
denare und Basenscherben in die Laboratorien trugen, denn jene konn-
ten auf die Anwendung ihrer Wissenschaft nicht verfallen, weil sie keine
Ahnung von den Problemen der Archäologie hatten. Aber zeigen diese
Beispiele nicht, daß mit der Berührung der Wissenschaften ihr gegenseitiger
Einfluß anhebt und im beiderseitigen Geben und Empfangen auch ein rich-
tiger Maßstab ihrer Achtung sich vorbereitet? Außer der directen Unter-
stützung durch nicht verwandte Wissenschaften hat aber die Philologie auch
gewonnen, indem sie Methoden, die anderswo aus der Natur der Objecte
hervorgegangen waren, in analogen Fällen adoptirte. So ist die statisti-
sche Methode neuerdings im Gebiete des Sprachgebrauchs, der Prosodie
und Metrik angewandt worden, um aus den Summen divergirender Er-
scheinungen durch die mittlere Proportionale den durchschnittlichen That-
bestand zu gewinnen, und es haben damit schwankende Fragen, in denen der
Principienstreit sich nicht schlichten ließ, wenigstens eine festere Basis erhalten.

Fragt man dagegen, wie die Philologie den Dank, welchen sie
anderen Wissenschaften schuldet, diesen ihrerseits durch die That zu er-
widern vermag, so ist dies nach zwei Seiten hin möglich. Denn einmal
vertritt die Philologie in vorderster Reihe das ideale, humane und formale
Element, und nur insofern eine Wissenschaft sich gegen dieses nicht geflis-
sentlich verschließt, verdient sie in Wahrheit ihren Namen, während sie im
Gegentheil zu einer bloßen Technik herabsinkt. Denn der Möglichkeit nach
ist dieses Element in einer jeden vorauszusetzen, seine Ausbreitung graduell
allerdings sehr verschieden und darum ist die Philologie es auch nicht
allein, die sich als die Trägerin desselben betrachten und für dessen Ver-
waltung und Spende von anderen geehrt zu werden verlangen darf. Da-
gegen darf die Philologie in vollem Maße als ihr Eigenthum in Anspruch
nehmen die unbefangene und voraussetzungslose Methode ihrer Hermeneu-
tik und Kritik, durch welche sie für alle Wissenschaften, die auf schrift-
liche Quellen angewiesen sind, — und welche Wissenschaft wäre das nicht
wenigstens mittelbar? — als Wegweiserin auftritt. Und in diesen beiden
Leistungen besitzt sie hinlängliche Grundlagen zu einer geachteten Stellung
im wissenschaftlichen System. — Ein solches gegenseitiges Verhältniß meiner
Wissenschaft zur andern, wie ich es in kurzen Zügen bezeichnet habe, wird,
so hoffe ich, jede andere, wenn sie aufrichtig ist, von sich bekennen müssen,
und solche Bekenntnisse werden im Stande sein, die natürliche Verwandt-
schaft aller Wissenszweige zu befestigen und in der steigenden Werthschätzung

aller der willkürlichen Beurtheilung außerhalb der Wissenschaft eine feste Norm entgegenzusetzen. Aber auch unter den Wissenschaften giebt es eine, welche berufen ist, das gemeinsame Band um alle zu schlingen, in deren jedesmaliger Achtung zugleich ein Exponent gegeben ist für die Werthstellung, welche die Wissenschaften zu einander haben: die Philosophie. Wenn man nicht selten von Männern der Wissenschaft zur Abwehr gegen die Philosophie sagen hört, jede Wissenschaft habe ihre Philosophie, so ist das im Grunde nur das Eingeständniß, daß in jeder Wissenschaft über allen Einzelheiten ein Allgemeines steht, aber gepaart mit dem Mangel an Einsicht, daß die höchsten Zwecke und letzten Gründe nicht in den einzelnen Wissenschaften, sondern nur in der Wissenschaft überhaupt liegen können, und daß eine Philosophie, welche für jede Frage schon im voraus die Antwort in Bereitschaft hält, keine ist. Von einer solchen in eitler Selbstenüßlichkeit sich aufblähender sollten die Wissenschaften vielmehr sich mißtrauisch abwenden, aber sie sollten auch bedenken, daß der Weg zur absoluten Wahrheit vermittels der Speculation in dem Maße gewährleistet ist, als diese den Inhalt der Forschung und Beobachtung beherrscht, und daß dazu nur der unausgesetzte Verkehr und die gegenseitige Befruchtung der Philosophie und der Wissenschaften zu führen vermag.

Unsere Universtitäten repräsentiren noch immer die Universalität des Wissens, von welcher eine frühere Zeit ihren Namen abgeleitet hat. Ob auch der gemeinschaftliche Unterbau aller wissenschaftlichen Bildung immer mehr den Vorbereitungsanstalten zugefallen ist und die praktischen Bedürfnisse des Lebens neben ihnen analoge Formen entwickelt haben, der Rahmen ihrer stiftungsmäßigen Facultäten ist elastisch genug, um alle theoretischen Entwicklungen des Wissens in sich aufzunehmen. Sie sind noch immer die Schatzkammern, denen die Vergangenheit den Ertrag und die Vermehrung ihrer Cultur anvertraut hat, um jeder kommenden Generation daraus ihren Bedarf zu spenden. Diesem ihrem geschichtlich begründeten Beruf treu zu bleiben, wie vermöchten sie es anders gegenüber den Ansprüchen der Zeit als durch das Bewußtsein ihrer wissenschaftlichen Solidarität, als in der gegenseitigen Unterstützung und Anerkennung ihrer Bestandtheile, als in der Hochachtung der Wissenschaft selbst, welche jeder einzelnen erst ihren Werth und ihre Bedeutung für alle anderen sichert.

Polnische Skizzen.

1. Von Warschau nach Pultusk. Polnische Residua in Livland. Mariage. Polnische Typen.

..... **M**ein Reisegefährte in der Kallepost war ein polnischer Beamter vom Justizministerium in Warschau, der den Auftrag hatte, in einer Provinzialstadt eine Untersuchung anzustellen, was uns Stoff zur ersten Unterhaltung bot. Ich erfuhr bei der Gelegenheit, daß es in Warschau drei Ministerien gebe: Justiz, Inneres, Finanzen. Im Justizministerium dienen sechszig Beamte, eine Zahl, die mir sehr mäßig schien. Es giebt fünf Instanzen, von der ersten, dem Friedensgericht, bis zur letzten, dem Senat, der 15 Senatoren zählt.

Müde dieses mich wenig berührenden Gegenstandes und noch müder, die fortwährend flache und verdrießlich aussehende Gegend mir zu betrachten, schlug ich meinem Reisekameraden das allgemeine sociale Mittel gegen die Langeweile vor — die Karten!

Die Karten sind die sibyllinischen Bücher unserer Zeit. Die cumäische Sibylle verbrannte einen Theil und der Rest behielt den gleichen Werth. Wir werfen die fausses cartes oder L'hombre-Karten oder „Phosen“ (litv.) zur Seite und spielen mit demselben Interesse Préférence, diese gelungene Vereinigung des classischen Commerzspiels mit dem romantischen Hazardspiel! — Ich glaube, der merkwürdige Reiz, der in dem Buche der 52 Blätter oder der „vier Könige“ liegt, ist bei weitem nicht die Aussicht

auf Gewinn, sondern die Thatsache, daß wir unser Schicksal so recht mit den Händen greifen und mit ihm ein Zwiegespräch führen. Wir richten Fragen an die unbekante Macht, die durch unsre unschuldige Hand die Karten mischt und jede umgekehrte Karte ist eine Antwort auf unsere Fragen. Vielleicht wird eine spätere Zeit durch Entdeckung neuer d. h. uns jetzt noch verschleierter Naturkräfte die Räthsel lösen, die uns jetzt bei jeder Kartenpartie entgegentreten. Welches Gesetz macht es, daß ein gewisser Platz, ein besonderes Zimmer, das Tragen eines Ringes oder das Hereintreten einer Person auf den Gang des Spiels oft einen so entschiedenen Einfluß übt? Das Kartenspiel ist eben so anziehend als gefährlich und gleicht fast der Beschäftigung mit dem thierischen Magnetismus. Die Erscheinungen bei beiden sind noch unerklärt und erwarten noch eine wissenschaftliche Bearbeitung. Vielleicht haben beide Räthsel dieselbe Auflösung. Vielleicht wird ein künftiger Hume den Kartengeist zur Erscheinung bringen!

Ich lehrte meinen Nachbar Ecarté und er weihte mich in die Feinheiten des in Polen so beliebten Mariage ein. Wenn man nach den Namen der Kartenspiele urtheilen darf, so sind die meisten in Frankreich erfunden, wie Mariage, Patience, Grabouge, Reversi, nain jaune, Ecarté, die Engländer haben das Whistspiel geliefert, die Amerikaner das liebe Boston, die Spanier erfanden das L'hombre und Taroc, die Italiener das Faro, wir Deutsche — seit Tacitus schon als Spieltrazen bekannt — stenerten das „Lanzknecht“ und „Stoß“ bei. Die Beliebtheit des Mariage in Polen erklärt mir auch seine geographische Verbreitung nach Livland hinein, das ja längere Zeit polnisch war. Wiederholt hatte ich in Polen das Vergnügen, Aufklärungen über manche Provinzialismen, Gebräuche und Speisen in den baltischen Provinzen zu erhalten. So kam ich z. B. über das Wort Speisepudel ins klare. Im Polnischen heißt so ein Reisekorb mit Victualien pudelka, von pudl, ein Korb. So borgt eine Nation von der andern, und die Geschichte erklärt uns die Anwesenheit von Fremdwörtern, nachdem die Fremden selbst längst wieder verschwunden sind. Dergleichen erinnert an das Steppenrösschen, das man seit 1814 in ganz Mitteleuropa bis Paris findet. Es rührt aus den Säfersäcken der asiatischen Cavallerie her und ist ein Denkmal geworden des großen Befreiungskrieges.

Die Verbindung von Polen und Italien macht sich fühlbar in Worten wie Oſtéria, polnisch: Gasthaus (in Italien: osteria), aber auch im

italienischen Blut, das sich mit polnischem häufig gemischt zeigt. Soviel mir ein ganz flüchtiger Aufenthalt zu urtheilen gestattet, zeichnet sich ein Theil der polnischen Race durch eine äußerst feine und zarte Gesichtshaut aus, die das Blut durchschimmern läßt, echte Sanguiniker. Dann begegnet man aber melancholischen, farblosen Physiognomien, mit dunkler, fast bleifarbener Gesichtshaut, schwermüthigem dunklem Blick und ins Gesicht hängendem dunklem Haar — slavischer Typus. Hier und da begegnet man Figuren aus der Sachsenzeit: viereckige aufgeschwemmte Biergesichter von unverkennbar anglosächsischer Race; wie diese Zeit auch noch repräsentirt wird durch den sächsischen Platz in Warschau und die Sachseninsel jenseit der Weichsel, wo man im Sommer zu Lustfahrten hinüberrudert — eine Art Chrestowfski.

Die Physiognomien der Polen wechseln in jeder Provinz, so daß es mir unmöglich war, in der kurzen Zeit über den echten polnischen Typus ins Klare zu kommen. Bei Krakau sind große Nasen vorherrschend. Die Bewohner von Podlachien sind durchaus verschieden von dem echten Mazovier. Daß diese beiden Stämme etwas Besonderes vor den übrigen Polen voraus haben müssen, ist sehr wahrscheinlich, wenn man erwägt, daß sie die zwei Bezeichnungen hergegeben haben, die man in Rußland in verächtlichem oder gehässigem Sinne von den Polen gebraucht: Ljach i und Mazuriki. Letzteres Wort ist schon ganz in die Sprache übergegangen. Ohne an Polen zu denken bezeichnet man damit Diebe, Nachtfahrer und in Petersburg z. B. gewisse pirates d'eau douce, die auf leichten Bötten und anscheinend mit Angeln beschäftigt auf der Newa Barken plündern und anderweitigen Unfug treiben.

2. Mordsucht. Erratische Blöcke. Die Polnische Erdoberfläche.

Ich bemerkte, daß mein Reisegefährte eine Flinte bei sich führte und fragte, ob er ein Jäger sei. Er verneinte es, meinte aber, da er an der preussischen Grenze zu thun habe, so sei ein Doppellauf ein sehr angenehmer Begleiter; vor einem Jahre sei hier herum eine bedenkliche Geschichte vorgefallen. Vier Escherkessen hatten sich als Wegelagerer in einem Walde

postirt und alle vorüberreisenden Juden umgebracht, ja selbst ihre Pferde niedergestochen, nicht etwa um zu rauben, sondern — „*dlja gulantija!*“ zum Vergnügen! Es überkommt diese Race zuweilen ein unwiderstehlicher Blutdurst, ein Mordtrieb, der sich merkwürdiger Weise nicht etwa isolirt zeigt wie die Berserkerwuth der Norweger oder das Tolllaufen der Malayen, sondern das mehrere gleichzeitig überkommt. Die vier diesmal diesem Wahnsinn Verfallenen wurden übrigens gerichtet und auf dem Schauplatz ihrer blutigen Thaten hängend. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach gehörten sie ins Irrenhaus, da solch ein Mordtrieb ebenso wie Brandstiftungstrieb auf einem krankhaftem Gelüste beruht und wie die Dipsomanie (Trunksucht), Aglaomanie (Pugsucht) und so viele andere gewöhnlich als Laster oder Schwächen oder Steckenpferde und Marotten bezeichneten Suchten zu der großen Klasse von Seelenkrankheiten gehören, die die englischen Aerzte zuerst richtig unter der Bezeichnung *moral insanity* begriffen haben.

Zwei Tagereisen von Warschau nördlich begrüßte ich wie einen alten Bekannten den ersten Steinzaun im Felde aus Geröllsteinen, und wir betraten somit hier die Südgrenze der großen Zone der erraticen Blöcke, welche sich in einem weiten Bogen durch das nördliche Europa von Dänemark und Norddeutschland bis Rußland erstreckt. Heute sahen wir schon eine Menge abgerundeter Steine in den Feldern umherliegen und hier und da erschienen auch schon größere Blöcke. Gestern dagegen waren wir noch in der Griesregion. Dies Wort *Gries* ist eben so malerisch im Deutschen wie im Polnischen, wo es *swir* heißt. Man hört recht das Grieseln und Rieseln und Schwirren der kleinen Steinchen.

Wir pflasterten durch viel bebautes Land und obwohl es erst Ende Januar war, so ging das Vieh doch bereits auf die Weide. Es war freilich kein grünes Gras sichtbar und die Kühe sahen sehr elend und schäbig aus, wie alte Reisekoffer, die einst mit Sechundsfell überzogen waren und nun überall abgerieben sind. Aber da das Viehfutter nicht gerathen war und in den Wäldern kaum noch Schnee sichtbar, so trieb man eben die Heerden ins Freie, obgleich es nur einer groben Täuschung gleichkam! In der plastischen Gliederung der Oberfläche gleicht Polen Pöland, doch herrscht nicht blos der Sumpf vor, sondern die ganze Oberfläche erscheint wie breitig, und weite Strecken gucken eben aus dem Wasser nur hervor, als ob sich erst gestern die Sündfluth verlaufen hätte. Wer nicht in Polen gewesen ist, der hat keinen Begriff von dem weichen,

zerfahrenen Charakter des Bodens zwischen der Weichsel und dem Dnepr. Es sieht hier überall so aus wie vor einem livländischen Krüge nach drei Wochen Landregen, so daß ich den widerlichen Anblick unserer livländischen Krugsplätze zu den polnischen Errungenschaften rechnen möchte.

3. Ein hundertjähriger Greis. Jüdische Musikanten. Polnische Musik.

In einem kleinen, aber unaussprechlichen Judeenneste, das so geschrieben wird: Szczyczyn (Stschischin) wurde mir ein Bettler zugeführt, der über 100 Jahre alt war, wie mir ein jüdischer Weinhändler versicherte, der die Gelegenheit dieser Vorstellung benutzte, um in meiner Seele auch Vorstellungen von dem ungeheuern Alter seiner Weine zu erregen, indem er mir seinen sehr alten Medoc und ganz alten Tokayer „aus Preußen“ anempfahl. Der Greis, ein Sensenmann aus Kosciuskos Zeiten, hatte manches von einem Orang-Utang; struppiges, starkes, grau und wolfsgeßel gemischtes Haupthaar, einen markigen, kurzen, aber gewaltigen Körperbau mit sehr langen obern Extremitäten (Affencharakter). Im untern Kinnladen waren alle Zähne noch vorhanden. Ich gab ihm eine Münze und er strich dankend mit der rechten Hand an mein linkes Knie, beinahe wie die Esthen es zu thun pflegen. Sollte auch dies ein Ueberbleibsel aus der polnischen Periode sein? Es wäre möglich, aber kann auch ganz anders erklärt werden. Gewisse Gebräuche findet man bei mehreren Völkern, ohne daß eine directe Mittheilung stattgefunden hätte. Sie wurzeln in einem gemeinsamen rein menschlichen Gefühl. Es liegt nichts eigenthümlich Polnisches darin, die Füße des Mächtigen zu umfassen. Diese Geste ist eine symbolische und will sagen: Ich lasse Dich nicht, erhöre erst mein Flehen. Bei den Esthen ist es zugleich die Begrüßung gegen einen Höhern, dem der Niedere doch nur mit Bitten oder Dank naht.

In einer Schenke hörte ich am Sonntag Abend drei Juden Tänze spielen. Es war ein Trio für Hackebrett, Contrebaß und Violine! — Wie wunderbar war der Contrast zwischen diesen schmutzigen, langen und hageren Gestalten in der Galotte und den darunter hervorquellenden struppigen und wildflatternden Locken gegenüber so reizenden Melodien! Sie vereinigten das jüdische Geklingel und Trillern, das sich so häufig

auch bei Mendelssohn findet (Sommernachtstraum!) mit der polnischen Grandezza und vorzüglich mit jener, beiden Völkern gemeinsamen Wehmuth. Es war schwer sich von diesen musikalischen Bildern zu trennen. Eine Polonaise von Graf Oginski oder ein Marsch von Lipinski hört sich an wie ein Blatt herrlicher, schwungreicher, aber doch wehmuthsvoller Geschichte. Die Polen sind die liebenswürdigen Kinder der europäischen Völkerfamilie und zwar häufig „enfants terribles!“ Sie haben viel Fähigkeiten und herrliche Anlagen, aber ihr Schicksal gleicht nur zu sehr dem der meisten frühreifen, so charmanten Kinder, die zu viel versprochen, um alles halten zu können und der scharfen elterlichen Zucht entbehrt haben.

4. Die hübsche Preuszin. Das Bernsteinland. Krämercharakteristik.

In Grajewo, einem kleinen Marktflecken, fand ich auf der Station eine deutsche Aufwärterin, die sehr bescheiden und schüchtern war. Sie sagte mir, sie sei aus Preußen. Und wie kommen Sie, fragte ich, in dieses elende Nest? Ach, die Grenze ist ja da drüben, und sie wies auf einen unfernem bläulichen Höhenzug. Die Straße nach Kowno läuft nämlich drei bis vier Stationen hindurch dicht längs Preußen hin, das hier bauchig in die Provinz Augustowo (sächsische Erinnerung an König August!) hineindringt und einen Theil des Stromgebietes der Narew umfaßt, um sich dann nach Memel hinauf plötzlich zu verschmälern und in einen langen Streifen an der Ostseeküste auszulassen, endlich aber mit einem Grenzort abzuschließen, der den eigenthümlichen Namen „Nimmersatt“ führt.

„Können Sie mir Kaffee geben?“ fragte ich die niedliche Preuszin, die sich in diese polnischen Sümpfe hineingewagt hatte.

„Ach, da bedaure ich aber sehr, sagte das Mädchen, es ist schon ein Uhr, da giebt's hier keinen Kaffee mehr. Sie müssen schon die ausgezeichnete Freundlichkeit haben, zum Juden hinüberzugehen!“ — Welche polnische Indolenz, welches überfeine Preußenthum, welche jüdische Industrie!

In Komza drängten sich schon um 5 Uhr in der Frühe zwei betriebssame Jüdinnen mit Bernsteinsäckelchen ins Stationszimmer. Es ist hier eine Fabrik von solchen Waaren. Ich war also im merkwürdigen Lande

des Elektron, dieses interessanten, trotz einem Handel von vielen Jahrtausenden noch unerschöpften Artikels, dieses räthselhaften Trägers einer ungeheuern Naturkraft, dieses anziehenden Schmuckstoffes, der schon die Phönizier reizte, der hyperboreischen Nacht zu trotzen. Es fanden sich sehr interessante Stücke in den Pappschachteln der Jüdinnen; einbalsamirte Bienen (?) und Mücken, die vielleicht unsern Boreltern im Paradiese Honig bereitet oder sie gestochen hatten. Ich bot den Jüdinnen stets den vierten Theil von ihren Forderungen und nach lebhaftem Geschrei und Gesticulationen ihrer- und einer hartnäckigen Verstocktheit meinerseits endete der Handel immer damit, daß ich Recht d. h. den Bernstein behielt, weshalb ich nicht ganz sicher bin, ob ich trotz meines niederen Gebots betrogen wurde. Die Juden ärgern sich nie wie andere Völker, Engländer, Franzosen oder Deutsche, über ein niedriges Gebot. Wage es Jemand z. B. in Blankenese einem Kleinhändler zu sagen: das kaufe ich in Hamburg um die Hälfte, der Krämer wird — so erging es einer Dame aus Petersburg — solche Bemerkungen wie eine persönliche Beschimpfung betrachten und mit zornigen und rohen Ausdrücken dem Käufer die harmlos gesagten Worte „in den Hals zurückschleudern!“ Wie anders die Jüdinnen: „As jach will gajund hjar stahin var Ihre Exlenz! jach vardin nich an halben Zerossen su fial!“ — Mit solchen Betheuerungen gelang es ihnen richtig mich lächeln zu machen, und sobald der Käufer lächelt, öffnete sich auch ganz sicher sein Geldbeutel. Nichts verschont der Jude, sobald der große Zweck: Verkauf — damit gefördert werden kann. „Ihr Ranking stinkt ja!“ sagte Jemand zu einem Juden. „Es ist nicht der Ranking, Gott soll bewahren! schwor der Jude — das bin ich, ich stinke!“ — Ich verglich die Preise der Juden mit den Wienern und fand zu meinem Erstaunen, daß man von Juden fast weniger geprellt wird als von den sogenannten ehrlichen Wienern. Bei Juden sieht man sich vor und handelt, was man in den Landen der Wittelsbacher, Verlichingen und Fugger schon aus geschichtlichen Rücksichten unterläßt und in Norddeutschland aus Besorgniß, in einen Criminalproceß verwickelt zu werden. Aus einer vergleichenden Zusammenstellung der Gasthospreise in allen Ländern Europas ergab sich mir, daß die freundlichen Chefs dieser modernen Raubburgen es in Wien doch am besten verstehen, die Reisenden auszuplündern.

5. Häuser und Wagen, Dörfer und Säune.

Zu den polnischen Residuen in Livland gehören die Leiterwagen, („Banfer“ der Esthen). Nur sind sie in Polen länger und feiner gebaut. Auch die Bauerhäuser in Augustowo zeigen dieselbe Physiognomie. Bei Warschau aber sieht man acht polnische Bauerhäuser, nämlich auf einem Holzcubus liegt ein Strohpriisma — das Dach, dessen hohe dreieckige Giebel ganz senkrecht abfallen und mit Brettern vernagelt sind. Weiterhin gegen Kowno, also in Lithauen, erscheinen schon unsere livländischen Blockhäuser, so wie nettere Hänschen, wie die unserer Müller und Schulmeister. Die Balkenwände sind auch von außen glatt behauen, das Strohdach ist an den Giebelenden gebrochen und zeigt zwei Krystallisationsflächen, oben ein Dreieck und nach unten ein Trapez. Auch die Postwagen erinnern an unsere livländischen, die Menschen zu Colli herabwürdigenden Fortschleppungsanstalten unbarmherziger Posthalter. Wie bei uns ruht — wenn man von ruhen bei diesen diabolischen Erfindungen reden darf — der Korb auf einem Holzgerippe. Alles ist aber glücklicherweise au naturel und nicht mit der widerwärtigen oxsenblutfarbigen Couleur wie in Livland angestrichen, die eine schwedische Errungenschaft ist; denn gerade mit demselben Roth, von dem mir die Zähne stumpf werden, wenn ich es erblicke, sind in Finnland und Schweden die Häuser angestrichen oder vielmehr in diese Farbe hineingetunkt.

Die Werstpfähle in Polen sind aber von einem ganz andern Körperbau, wenn sie gleich die nämliche schwarze und weiße spiralgewundene Uniform haben. Der zierliche Pfahl theilt sich oben in zwei Arme, die zwei rechtwinkelig aneinandergesetzte Bretter tragen, auf welche die Zahlen gemalt sind. Für Polen als katholisches Land charakteristisch sind die häufigen hohen Holzkreuze, auf denen wiederum eiserne Kreuze stehen, an welchen der Halbmond selten fehlt.

Von der russischen Grenze an verbessert sich alles, Land wie Leute, auffallend. Die Stationen in Rußland sind comfortable, reinlich und man bekommt zu jeder Zeit, was man billiger Weise verlangen und erwarten kann: warme Speisen, Getränke aller Art und frisches Brot. Es erscheinen Dörfer, natürliche Dörfer; denn die polnischen Anstiedlungen haben mehr den Charakter von Colonien, die unrlöblich auf den Willen eines Mächtigen entstanden und wo die Häuser in langweiliger Reihe wie nach der Schablone gearbeitet, regelmäßig dastehen und alles Heimathsgesühl

durch die Idee der Kaserne verwischt wird. Dergleichen Ansiedlungen darf man nicht mit dem Ausdruck Dorf bezeichnen. In Polen findet man entweder einzelne Gehöfte oder Marktflecken, denen das jüdische Element gleich den Stempel eines Handelsortes giebt. Ländliche, nur von Ackerbauern bewohnte Dörfer, als Mittelglieder zwischen dem Hof und dem Marktflecken, sah ich nicht. In Rußland wiederum giebt es ächte Dörfer, aber sie sind eigenthümlich in ihrem instinctmäßigen, nicht befohlenen Streben zur Uniformität und zum Regimentscharakter. Niemand baut sein Haus abseits vom Dorfe; alle Wohnhäuser stellen sich in Reih und Glied neben einander „mit dem Gesicht“ (flicom) zur Straße d. h. mit dem geschmückten und ausgeschnitzten Giebel, unter welchem sich die Staatszimmer durch bemalte Fensterläden ankündigen. In Polen stellen sich die Häuser mit der breiten Seite zur Straße, sie legen sich gleichsam der Länge lang hin und der Unterschied zwischen einem polnischen und russischen Dorfe ist derselbe wie zwischen einem römischen und modernen Gastmahl. Die Römer lagen bei Tisch und wir sitzen. Man findet wohl mitunter auch in Rußland ein Haus, das sich mit der breiten Seite an die Straße lagert; das deutet aber immer auf eine gewisse Prätenston. Das finnische Dorf gleicht immer einer schönen Schafsheerde, die sich auf einem Hügel zusammengescharrt und in einander verwickelt hat. Nie findet man Dorfgassen in Finnland.

Der Anblick der Zäune in Polen gab mir den Gedanken ein, daß eine Monographie der Zäune eine sehr nützliche und in ethnographischer und geschichtlicher Beziehung nicht uninteressante Arbeit für einen Candidaten oder Magister der praktischen Landwirtschaft sein dürfte. So viel ich auf ziemlich zahlreichen Reisen gesehen habe, würde der Gegenstand — zumal wenn man den Pfortenbau mit hinein zieht, ein sehr reichhaltiger sein, der jedoch zugleich nothwendig durch Zeichnungen näher zu veranschaulichen wäre. Finnland z. B. ist unerschöpflich in sinnreichen Pforten, und in jedem Lande giebt es mehrere Arten der Umhegung. In der Vendée liegt in den Hecken zugleich ein strategisches Moment von großer Wichtigkeit. In Steyermark sah ich unsere ächten esthnischen Schrägzäune, wo alle zwei Schritte zwei Stangen in die Erde gerammt und unter sich durch Ruthen an ein Paar Stellen vereinigt sind. Ich nenne diese Stangen Zwillingstäbe. Sie geben dem Zaun die nöthige Festigkeit und Stabilität. Der eigentliche Zaun besteht aus Stangen, gespaltenen Klöbgen und Holzstücken jeder Art und Länge, die nun schräge zwischen

die Zwillingstäbe gesteckt werden, so daß das eine Ende die Erde berührt. Durch solch einen Zaun kann kein Thier hindurch und selbst um Thiergärten und Hirschkparks kann man diesen Zaun brauchen, wenn man außerdem noch lange Stangen von beiden Seiten daran lehnt, wodurch eine Art ungeheurer spanischer Reiter gebildet wird. — Aber in Steyermark begegnet man auch Ziehbrunnen wie bei uns, und die Landleute sind gekleidet wie Letten, sprechen auch eben so gedehnt, jedoch ein slavisches Idiom, das sich mehr dem Russischen nähert. Wie viel Anzeichen sind also da, daß wir den echten esthnischen Zaun, wie den in Steyermark, als ein Merkmal von ehemals gemeinsamen Beziehungen oder benachbarten Wohnplätzen betrachten dürfen!

In Polen sah ich den eleganteren, so häufig auch bei uns auf Edelhöfen und bei reicheren Bauern vorkommenden Flechtzaun. Statt der Zwillingstäbe sind abgeplattete Balken in die Erde gerammt. Sie haben drei Löcher über einander, durch welche Querstangen geführt werden, und die Zwischenräume sind mit dünnen weichen aufrechtstehenden und gebogenen Stämmchen durchflochten. Polen eigenthümlich ist ein Zaun aus brettähnlichen Leisten und Latten. Statt der runden Zwillingstäbe sind Bretter in die Erde gestoßen und durch Latten verbunden, die in Bohrlöchern stecken. In Rußland ist der verbreitetste Zaun die Pallisade. Die Stangen werden dicht neben einander in die Erde gestoßen und gegen das obere Ende durch einen Querstab und Weidenzweige verschlungen und gefestigt. Wo keine Weidenruthen sind, spaltet man die Stangen oben und klemmt dünne Stäbe quer hinein, wodurch ebenfalls eine Haltung erreicht wird. Letztere Form findet man besonders in den Dörfern der Altgläubigen. In Esthland wären die verschiedenen Zaunsorten, die der Bauer anwendet, zu definiren als pistnid, küllteaid, rohtaid, irsaid und soeselg (Wolfsrüden).

Erst auf dem rechten Ufer der Wilia bekamen wir die ersten Birken zu Gesicht, doch waren sie dünn und mager. Es scheint, daß die Bäume nicht allein an der Nord- oder besser Polar-Grenze ihrer Region kränkeln, sondern auch an der Süd- oder Aequatorial-Grenze, doch mit dem Unterschiede, daß sie an dieser dünn emporschießen, an jener aber zu Zwerggestalten zusammenschrumpfen.

Wir schließen unsere flüchtigen Skizzen mit dem Wunsche, daß die Eisenbahn nicht mehr lange auf sich warten lassen möge; denn es ist eine Tortur, durch ein flaches, sumpfiges und von der Natur stiefmütterlich

behandeltes Land, wie Lithauen und Polen, mit Pferden zu reisen. Wie anders gestaltet sich aber dies für den Ethnographen und Sprachforscher! Für einen solchen geht selbst die Kallepost viel zu schnell. Um manche Erscheinungen in unsern baltischen Landen zu begreifen, müßte man alle Nachbarländer durchforschen und namentlich Polen in sprachlicher, culturhistorischer und ethnographischer Hinsicht, und hierzu anzuregen und junge Freunde unseres Heimathlandes zu ernstern und methodischen Forschungsreisen in Lithauen und Polen aufzufordern, war ein Hauptgrund zur Veröffentlichung dieser flüchtigen Reisebemerkungen, die ich in diesem Sinne aufzunehmen bitte.

Dr. Bertram.

Reformen in Rußland.

Das Jahr 1859 hat sich durch eine große Zahl von Vorarbeiten zu Reformen auf verschiedenen Gebieten der Gesetzgebung ausgezeichnet. Wir geben hier nach dem „russischen Boten“ eine Uebersicht über die zu diesem Zwecke niedergesetzten Commissionen und ihre Arbeiten, insoweit dieselben zur Publicität gebracht worden sind.

Der Civilproceß wird in kurzer Frist auf der Basis der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit umgestaltet werden. Nach dem „politisch-ökonomischen Anzeiger“ ist zunächst die Einführung des öffentlichen Verfahrens in allen Schuldsforderungssachen zu erwarten. Bei der allgemein anerkannten Nothwendigkeit dieser Reform des bürgerlichen Processes bedarf es keines besonderen Nachweises, welche Bedeutung dieselbe für Rußland habe; der Bericht der in St. Petersburg niedergesetzten temporairen Commission, welche Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu schlichten berufen ist, liefert den deutlichen Beweis, welcher Segen von der Einführung rationeller Formen im Gerichtsverfahren erwartet werden dürfe. In den 9 Monaten ihres Bestehens hat die Commission in 129 Sitzungen von 936 an sie gebrachten Streitsachen 773 im Werthe von 400,000 R. definitiv erledigt. Unter diesen Processen waren 182, welche sich, ehe sie vor die Commission gebracht wurden, Jahre lang (darunter einige seit 1847) in verschiedenen Gerichtsbehörden, Polizei- und Gensd'armee-Verwaltungen hingeschleppt hatten. *) So erfreuliche Resultate erzielte die Commission trotz wesentlicher Mängel in ihrer Organisation. Ein Advocatenstand existirt nicht; den Proceßeignern fehlten die einfachsten juridi-

*) Zur näheren Charakteristik des Verfahrens vor dieser Commission mögen folgende Daten dienen. 4000 Kläger erschienen in dem oben angegebenen Zeitraume vor der Com-

schen Begriffe; und so mußte die Commission einen großen Theil ihrer Zeit mit dem Ermitteln der thatsächlichen Momente aus dem ordnungslosen Streiten der Parteien verlieren; sie mußte Advocat und Richter in einer Person sein.

Der Wunsch liegt nahe, daß die dem Civilproceß bevorstehende Reform auch bald dem Criminalverfahren zu Theil werden möge, in welchem es sich um höhere Güter, um Ehre und Leben handelt, und daß bei solcher Reform von dem überall in Europa erprobten Grundsätze der Definitivität und Mündlichkeit ausgegangen werden möge.

Gleichzeitig mit dem Civilproceße sollen andere Theile der Civilgesetzgebung im Interesse der Hebung des Privatcredits eine Umgestaltung erfahren. So wird namentlich ein neues Bankrott-Reglement, welches den Gläubigern größere Sicherheit gewährt als das bisherige, und eine neue Hypotheken-Ordnung vorbereitet*). Es steht zu hoffen, daß diese neuen Bestimmungen der Entwicklung des Privatcredits förderlich sein werden, der jetzt so gut wie gar nicht vorhanden, zur Förderung der Landwirthschaft, der Industrie und des Handels aber unentbehrlich ist. Auch hat bereits die Staatsregierung die Nothwendigkeit der Belebung des Privatcredits anerkannt, indem sie die Operationen der öffentlichen Banken eingestellt hat.

In dem Sr. Majestät unterlegten Berichte des Finanzministers über den gegenwärtigen Zustand der Creditanstalten und die Unabweislichkeit

mission; die Zahl der Angeklagten belief sich auf tausend. 250 Zeugen wurden vernommen und unter diesen 82 eidlich. Richterliche Decrete wurden 2622 gefällt. Die Vorladung der Beklagten erfolgte der Regel nach auf den vierten bis siebenten Tag nach angebrachter Klage, in dringenden Fällen auf den folgenden, ja auf denselben Tag. Von den erledigten 773 Proceßsachen wurden 460 durch Vergleich auf Vermittelung der Commission beigelegt; in 56 Sachen wurde auf Execution erkannt; 53 Klagen wies die Commission als unrechtfertig ab; 57 wurden wegen Ausbleibens der streitenden Theile reponirt; 105 wurden dadurch erledigt, daß die Kläger ihre außergerichtliche Befriedigung durch die Beklagten zur Anzeige brachten; 42 Sachen endlich wies die Commission wegen Incompetenz zurück. Nur gegen 15 dieser Erkenntnisse wurde die Appellation an den Senat eingelegt, ungeachtet die Einbringung derselben vom Stempelpapier befreit ist und keine Strafen im Falle ihrer Unrechtfertigkeit nach sich zieht. Nach russischem Rechte werden nämlich in Schuldsforderungssachen die streitenden Theile für muthwilliges Proceßiren in der ersten Instanz zu einer Geldstrafe von 5 Procent vom Werthe des Streitobjects verurtheilt, die sich in der zweiten Instanz auf 10 und in der dritten (dem Senat) auf 20 Procent steigert.

*) Das russische Recht gestattet nur eine einmalige Verpfändung eines Immobils zur Sicherheit für ein Darlehen. Die weitere Verpfändung eines bereits mit einer Hypothek belasteten Immobils zieht schwere Criminalstrafe nach sich. — Die Ostseeprovinzen haben bekanntlich ihr eigenes, wesentlich auf deutschrechtlicher Grundlage ruhendes Privatrecht und ihren eigenen Civilproceß, namentlich aber auch ein wohlorganisirtes Hypothekenwesen.

einer radicalen Reform derselben wird einer Commission erwähnt, welche sich mit dem Project der Errichtung von Landbanken beschäftigt. Vorsitziger dieser Commission ist J. von Hagemeister, Glieder derselben: W. Besobrasow, N. Bunge, M. Jaroschinski, J. Kobeko, A. Koschelow, E. Lamancki, N. Miljutin, M. Posen, M. von Reutern, A. Sablozki, Fürst W. Tscherkasski, J. Bernadski und M. von Ceumern. Nachdem die Commission sich über die Hauptprincipien verständigt hatte, auf welche der Immobilien-Credit im Reiche basirt werden sollte, erwählte sie vier ihrer Mitglieder, die Herren Besobrasow, von Hagemeister, von Reutern und Fürst Tscherkasski, zur Ausarbeitung des Entwurfs einer Landbanken-Ordnung. Diese Arbeit liegt gegenwärtig der Commission vor. Zur Beurtheilung von Specialfragen sind verschiedene mit denselben genau bekannte Personen (wie die Herren Tschernjawski, von Ceumern u. a.) hinzugezogen worden. Die Commission neigt sich im Ganzen dahin, daß die Errichtung derartiger Institute der Privat-Unternehmung zu überlassen und der zweckmäßigste Modus der gegenseitigen Bürgschaft sämmtlicher, aus den Banken Darlehen empfangender Grundbesitzer sei; indessen will die Commission auch andere Grundlagen für derartige Banken nicht ausschließen, namentlich nicht die Constituirung von Actiengesellschaften zu diesem Zwecke in Gemäßheit der allgemeinen Reichsgesetze. Der Entwurf soll, nachdem er durch die Versammlung der Commission gegangen, zur allgemeinen Beurtheilung veröffentlicht werden.

Demnächst sind beim Finanzministerium Commissionen zur Reorganisation der Commerzbank und zur Verbesserung des Systems der Abgaben und Steuern niedergesetzt worden, und werden gleichzeitig die Verordnungen über die Handelsgilden, die Tabaks-Uccise, das Stempelpapier und die Krepofsteuer*) einer Revision unterzogen. Auch ist die Frage in Anregung gebracht worden, das Recht, Wechsel auszustellen, auf Personen aller Stände auszudehnen.***) Die letzt erwähnte Maßregel greift erstlich in das Ständerecht hinüber und hat nicht allein die Erleichterung des Credits, die Erhöhung der Staatseinkünfte und die

*) Eine Steuer, die beim Verkauf, der Verpfändung u. a. Contracten über Immobilien erhoben wird, durch welche das Eigenthum oder der Besitz derselben von einem Contractanten auf den andern übertragen wird. Sie beträgt beim Kauf 4 Procent vom Kaufpreise und wird auch in den Ostsee-Provinzen, mit Ausnahme Kurlands, erhoben.

**) Wechselfähig sind gegenwärtig nur: die Kaufleute der drei Handelsgilden, Edelleute, die zu einer dieser Gilden verzeichnet sind, „ausländische Gäste“ (Ausländer, die unter Ent-

Beschränkung eines dem Handelsstande ohne Nutzen für ihn und das Publicum zustehenden Vorzuges zum Zwecke, sondern noch mehr eine Ausgleichung in den Rechten der verschiedenen Stände. Ebendahin zielt auch die Revision der Gild=Verordnungen und des Steuer-systems, welches gegenwärtig auf der Untrennbarkeit der Steuerpflichtigen vom Boden und der Gemeinde basirt ist.

Diese Reform wird auch eine Aenderung des Paß-systems ermöglichen, zu welchem Zwecke bereits eine Commission bei dem Ministerium des Innern niedergesetzt ist. Sie beschäftigt sich mit den zur Erleichterung des Paß-wesens der steuerpflichtigen Stände und zur Milderung der in dieser Beziehung bestehenden harten Geldstrafen dienlichen Maßregeln.

In engem Zusammenhange mit dieser steht die Bauerfrage, deren baldige Lösung jetzt zu erwarten ist. Bekanntlich sind behufs genauerer Durchsicht und Vergleichung der von den Gouvernements-Comité's gemachten Vorschläge zur Verbesserung und Organisirung der Lage der Privatbauern, sowie zum Entwurfe einer allgemeinen Verordnung über diese Verhältnisse, auf Kaiserlichen Befehl Redactions-Commissionen unter dem Vorsteh des General-Adjutanten Kostomzew*) niedergesetzt worden, deren Mitglieder theils mit Kaiserlicher Genehmigung aus der Zahl erfahrener Gutsbesitzer gewählt sind, theils aus Beamten der Ministerien des Innern, der Justiz und der Domainen, sowie der Kaiserlichen Kanzlei bestehen.

Hier das Namensverzeichnis derselben: W. Apragin, J. Arapetow, P. Bulgakow, W. Buligin, N. Bunge, K. Domontowitsch, G. Galagan, Fürst S. Golizyn, A. Girs, D. Jaroschinski, N. Kalatschow, N. Kristofari, G. Kamanski, M. Kuboschtschinski, N. Miljutin, N. Pawlow, Fürst Pasfewitsch, J. Samarin, N. Semelow, P. Semelow, J. Solowjew, A. Sablozki, B. Saleski, A. Sheltuchin, N. Shelesnow, S. Schukowski, W. Tarnowski, A. Tatarinow, Fürst W. Tscherkasski.

Ueber den Gang der Verhandlungen in den Commissionen bringt der „politisch-ökonomische Anzeiger“ Folgendes:

„Die Redactions-Commissionen eröffneten ihre Sitzungen im März, und bereits im September hatten sie die ihnen für die erste Periode ihrer Wirksamkeit zugewiesenen Arbeiten beendet. Es war eine planmäßige

richtung der Steuer der ersten Gilde in Hafen- und Grenzorten zur Betreibung von Handelsgeschäften zugelassen werden), die Städtebürger, die ausländischen Handwerker in den Residenzen und Bauern, welche auf die den Handelsgildescheinen entsprechenden „Scheine“ Handel treiben

*) Er ist am 6. Februar d. J. in St. Petersburg gestorben.

Uebersicht alles dessen, womit die Commissionen sich beschäftigen sollten, hergestellt; die allgemeinen Principienfragen — deren Feststellung bei so complicirten und in ihren Grundlagen unklaren Verhältnissen eine äußerst schwierige Arbeit war — waren berathen worden und darnach hatten die Abtheilungen, in welche die Commission zerfällt, die ökonomische, die administrative und die juridische, die aus den Gouvernements eingegangenen Projecte (21 an der Zahl) ihrer Durchsicht unterzogen, dieselben systematisch geordnet und ihre Gutachten in 30 mehr oder weniger ausführlichen Berichten niedergelegt. Acht dieser Berichte sind von der administrativen Abtheilung erstattet worden, 11 von der juridischen, 17 von der ökonomischen, einer von der juridischen und ökonomischen gemeinschaftlich. Alle drei Abtheilungen schlossen ihre Arbeiten gleichzeitig. Die Commission hielt, abgesehen von den Abtheilungsconferenzen, in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit 52, bisweilen sehr lange andauernde allgemeine Sitzungen. So waren denn bei der Ankunft der aus den Gouvernements-Comité's einberufenen Delegirten alle wesentlichen Arbeiten beendet und konnten denselben zu den durch die verschiedenen Vertlichkeiten bedingten Modificationen übergeben werden. Hiernit ist jedoch die Aufgabe der Commission nicht erledigt; sie hat noch die Vorschläge der übrigen Gouvernements, aus denen dieselben später eingelaufen, zu prüfen und wird erst dann zu einem definitiven Abschluß ihrer Arbeiten gelangen können. Die Redactions-Commissionen haben sich übrigens nicht auf diese officiële Thätigkeit beschränkt, sie haben gegen 400 Projecte, die zur Lösung dieser Frage zu verschiedenen Zeiten bei der Staatsregierung eingereicht worden waren, ihrer Durchsicht unterzogen und nicht minder alles, was hierüber in der russischen und in der ausländischen Literatur erschienen ist, in Berücksichtigung gezogen.“

Die Lösung der Bauerfrage zieht mit Nothwendigkeit eine Umgestaltung der ganzen localen Administration und Justiz nach sich. Es ist daher bei dem Ministerium des Innern eine besondere Commission gebildet worden, welche Vorschläge zu einer neuen Organisation der Kreispolizeiverwaltungen sowie zu Institutionen machen soll, die zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Gutsherrn und Bauern geeignet wären. Auf Kaiserlichen Befehl sind in diese Commission die erfahrensten Gouverneure, wie auch Beamtete der Gouvernements- und Kreisverwaltungen berufen worden. Als Princip dieser Reform ist eine vollständige Trennung der Justiz von der Administration hingestellt.

Zur Umgestaltung der Reichs-Controle ist eine Commission er-

richtet worden, die unter dem Vorſitz des Staats-Secretairs Tatarinow — welcher von der Staatsregierung nach Frankreich, Belgien, Preußen und Oeſterreich geſchickt worden war, um ſich mit den betreffenden Einrichtungen des Auslandes bekannt zu machen — ihre Arbeiten dem Reichsrath unterlegen ſoll. Zur näheren Beleuchtung dieſer wichtigen Frage iſt deren öffentliche Beſprechung geſtattet worden. Auch das gegenwärtige System der Volkszählung ſoll den Anforderungen der Zeit entſprechend umgeändert werden.

Die Errichtung einer militäriſch=ſtatistiſchen Abtheilung beim Departement des General=Stabes wird ebenfalls vorbereitet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſelbe in Verbindung mit dem ſtatistiſchen Central-Comité erfolgreich für die ruſſiſche Statiſtik werde wirken können, ſobald nur das ihnen zu Gebote geſtellte Material brauchbarer wird. Bis jetzt liefert daſſelbe nur Stoff zu Anekdoten. Bei der Bedeutung, welche die Statiſtik in unſern Tagen gewonnen hat, bei der Nothwendigkeit einer wiſſenſchaftlichen Behandlung derſelben, können ſich nicht ſüßlich Perſonen mit ihr beſchäftigen, die weder die nöthige Vorbereitung, noch Zeit und Luſt dazu haben. Die Statiſtik mag für gewiſſe Fälle einen officiellen Character tragen und mag es zuweilen unvermeidlich ſein, die Sammlung ſtatistiſcher Auskünſte von Beamteten als eine Dienſtpflicht zu verlangen. Nichtsdeſtoweniger werden ſtatistiſche Arbeiten nur von demjenigen mit Erfolg betrieben werden können, der ſich dieſem ſchwierigen und anſtrengenden Studium aus freiem wiſſenſchaftlichen Antriebe zuwendet. Die Einſammlung ſtatistiſcher Daten würde in Zukunft eher durch Betheiligung der Gemeinden, als durch officiell dazu verpflichtete Beamtete erfolgen können. Die ruſſiſche geographiſche Geſellſchaft hat ſich bereits mit Maßregeln zur Beſeitigung der in unſerer Statiſtik herrſchenden Uebelſtände beſchäftigt. Auch andere Geſellſchaften, beſonders die landwirthſchaftlichen, ſollten ihre Aufmerkſamkeit lieber auf die Sammlung zuverlässiger ſtatistiſcher Auskünſte richten, ſtatt, wie viele unſerer ökonomiſchen Geſellſchaften, die kaum wiſſen, womit ſie ſich beſchäftigen ſollen, ihre Zeit mit fruchtloſen Erörterungen über ihre Statuten und ſonſtigem Formelweſen hinzubringen. Die Warſchau'ſche Ackerbau-Geſellſchaft iſt hier mit gutem Beiſpiel vorangegangen. Ihre ſtatistiſche Commiſſion hat ſich bereits mit der Regierung wegen Mittheilung der officiellen ſtatistiſchen Auskünſte und Errichtung ſtatistiſcher Comités in den einzelnen Theilen des Landes in Relation geſetzt.

Eine beſondere Commiſſion beim Finanz=Ministerium beſchäftigt ſich mit einer Reviſion der Fabrik= und Gewerbeordnung im Sinne

der für die Entwicklung der Industrie und der Gewerbe unentbehrlichen freien Bewegung; eine andere Commission hat die Formalitäten im Zollwesen zu vereinfachen. Gegenwärtig sind z. B. ein- und zwanzig verschiedene Prozeduren erforderlich, um in den Besitz einer aus dem Auslande eingebrachten Waare zu gelangen. Aus dem „Odessaschen Boten“ ersieht man, daß die russischen, zwischen russischen Häfen fahrenden Dampfschiffe sich nicht selten verspäten, weil sie zu jeder Fahrt eines besonderen Reisepasses bedürfen, dessen Erlangung mit weitläufigen Formalitäten verbunden ist.

Im Forst-Departement des Domainen-Ministeriums sind Commissionen zur Prüfung der Forst-Wirthschaft niedergesetzt worden. Es heißt, daß verschiedene Vorschläge derselben bereits angenommen sind, wie: die Aufhebung des Unterschiedes zwischen den Schiffbauwäldern und andern Waldungen der Krone, der Verkauf von Holz zu jeder Zeit des Jahres, eine praktischere Instruction für die Forstcultur; andere Maßregeln, wie die der Verminderung des Kanzelleiwesens für die Förster, sind zur Publication vorbereitet.

Die Krone hat es endlich grundsätzlich ausgesprochen, daß es weder zu ihrem noch zu der Gesellschaft Vorthail gereiche, wenn sie industrielle Unternehmungen betreibe, und ist daher im Begriff, die Kronsfabriken im Orenburgschen Gouvernement zu verkaufen. Auch die Chausseen im Königreich Polen sollen, wie verlautet, in Privathände übergehen.

So geht ein frischer Hauch durch alle Zweige der Staatsverwaltung. Ueberall ist das Streben sichtbar, organische Ordnungen an die Stelle eines todten Mechanismus und überlebter Zustände zu setzen und in diesem Sinne auch die Erfahrungen des Auslandes zu verwerthen. Mit der Einführung der angestrebten Reformen in die Gesetzgebung ist aber eben nur erst der kleinere Theil der Arbeit gethan; möge Verstandniß und guter Wille dort nicht fehlen, wo es die Aufgabe ist, die neuen Ordnungen in das Leben der Nation einzuführen!

Redacteurs:

Theodor Böttcher,
Vpl. Hofgerichtsrath.

Alexander Falkin,
Rigischer Rathsherr.